1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit einer Randgruppe der universitären Gesellschaft, den sogenannten *pauperes.* Darunter verstanden die Zeitgenossen jene Universitätsbesucher, die wegen ihrer beschränkten finanziellen Verhältnisse von der Zahlung diverser Gebühren befreit wurden[1]. Die Unfähigkeit, die von den Universitäten festgesetzten Taxen aufzubringen, wurde zum bestimmenden Definitionsmerkmal dieser Gruppe. Eine weitere Gemeinsamkeit war das weitgehende Fehlen eines sozialen Beziehungsgeflechts an der Universität. *Pauperes* konnten sich kaum oder in deutlich geringerem Ausmaß als sonstige Universitätsbesucher auf bereits bestehende Beziehungssysteme am Studienort verlassen, sondern mussten diese erst selbst aufbauen. Einleitend werden die Organisationsstrukturen, die Lehre und der Studiengang an den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universitäten im Allgemeinen und an der Universität Wien im Besonderen skizziert (ein solcher Überblick ist meines Erachtens notwendig, da sich zwar die Terminologie weitgehend bis heute erhalten hat, die Strukturen selbst aber haben sich im Laufe der Zeit deutlich verändert). Auch die Personen, die die Universitäten frequentierten, unterschieden sich in Bezug auf den Altersschnitt, die Vorbildung und die Ziele, die sie mit dem Universitätsbesuch verfolgten, teilweise erheblich von heutigen Studenten. Nach einer kurzen Klärung der Terminologie und einer Vorstellung der verschiedenen »Typen« von Universitätsbesuchern, wird versucht, ihre soziale Zusammensetzung zu erörtern. Diese muss sich allerdings auf eine Grobeinteilung in drei Gruppen[2] beschränken, die im Wesentlichen auf ihren finanziellen Möglichkeiten im Rahmen der Universität beruht. Neben der großen Mittelgruppe der

1 Bei der Frage nach der Definition, den Charakteristika und der Zusammensetzung dieser Gruppe werden in erster Linie die Arbeiten von Rainer Christoph Schwinges herangezogen. Dazu vgl. auch Anm. 78.

2 Wie später noch ausgeführt werden wird, handelt es sich bei diesen Gruppen um spätere Erklärungsmodelle. Zwar werden die zeitgenössischen Bezeichnungen verwendet, doch gab es unter den einzelnen Einheiten wohl in den wenigsten Fällen ein Zusammengehörigkeitsgefühl.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

divites, die dadurch gekennzeichnet war, dass sie die von der Universität geforderten Taxen und Gebühren aufbringen konnte, gab es einerseits die *nobiles*, die aufgrund der sozialen Stellung und des Beziehungsnetzes ihrer Familien einen hohen Rang bekleideten. Auf der untersten Stufe der Rangordnung standen die *pauperes*, denen diese Möglichkeiten weitgehend fehlten und die daher nur eine Randposition einnahmen. Um diese Gruppe besser einordnen zu können, wird die Frage erörtert, was unter Armut im Kontext der Universität zu verstehen ist. Stellten die Hochschulen Kriterien für die Einstufung neuer Universitätsbesucher als *pauperes* auf, und wenn ja, welche? Schließlich wird der Anteil der *pauperes* an der Gesamtzahl der Besucher der Universität Wien gezeigt und die finanziellen Aspekte des Studiums – am Beispiel von Wien – näher beleuchtet. Welche Kosten fielen während eines Studiums an, wie standen diese in Relation zu den zeitgenössischen Preisen und Löhnen und welche Möglichkeiten gab es für die Studenten, die dafür notwendigen Mittel aufzubringen? Anhand von Universitätsstatuten und sonstigen zeitgenössischen Bestimmungen wird versucht, einen Überblick über die Gesamt(mindest)kosten für die Absolvierung eines Studiums zu geben, wobei vor allem die Artistenfakultät berücksichtigt wird, an der der Großteil der Studenten insgesamt und auch der *pauperes* studierten.

Der zweite Abschnitt beschäftigt sich mit den Lebensumständen von *pauperes* an der Universität Wien. Diese galt über weite Zeitspannen hinweg als »Armenuniversität« und konnte einen dementsprechenden Zulauf verzeichnen. Wohl nicht zuletzt aufgrund der großen Zahl armer Studenten wurden schon bald nach der Gründung der Universität günstigere Wohngelegenheiten für diese Gruppe eingerichtet. Diese wurden als »Kodreien« (*codriae*) bezeichnet. Am Beispiel des größten und am längsten bestehenden studentischen Armenhauses, der Kodrei Goldberg, werden die Organisation dieser Einrichtungen, der Tagesablauf sowie die Studien- und Verdienstmöglichkeiten der darin lebenden Scholaren gezeigt. Außerdem wird anhand der namentlich bekannten Studenten untersucht, wie weit sie den von der Universität vorgegebenen Vorschriften für die Bewohner der Kodreien entsprachen und was über ihre Herkunft sowie über ihren Studiengang an der Universität und ihren weiteren Lebensweg ausgesagt werden kann. Der Untersuchungszeitraum erstreckt sich vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Diese Grenzen ergeben sich einerseits aus den frühesten quellenmäßigen Belegen für die Kodrei, andererseits aus einem allmählichen Wandel in der Administration, der eine Entwicklung von der Kodrei hin zu einer Stipendienstiftung zur Folge hatte.

In einem dritten Abschnitt wird die Haltung der Universität sowie der städtischen und landesfürstlichen Behörden gegenüber den armen Studenten erörtert. Waren die oben erwähnten Maßnahmen wie Gebührenbefreiungen oder die Einrichtung von Kodreien ein Mittel zur Förderung der *pauperes* oder gab es

© V&R unipress GmbH, Göttingen

trotz der prinzipiellen Duldung der »Armen« an der Universität die Tendenz, diese Gruppe vom Studium fernzuhalten? Können Förder- oder Abwehrstrategien festgestellt werden? Wie gingen die Behörden mit Konflikten zwischen *pauperes* und anderen Stadtbewohnern um? Hier ist vor allem von Interesse, ob die *pauperes* von der Stadt beziehungsweise vom Landesfürsten anders als sonstige Arme behandelt wurden, wobei die obrigkeitliche Behandlung dieses Teils der Universitätsbesucher in die Frage des allgemeinen Umgangs mit Armut und Bettelwesen in dieser Zeit eingebettet wird.

Im abschließenden prosopographischen Anhang werden die Namen und Lebensdaten der Amtsträger und Scholaren des Goldbergs von 1469 bis 1764 aufgelistet; außerdem findet sich ein Glossar mit den Erklärungen der wichtigsten universitätsspezifischen Termini.

1.1. Forschungsstand

Untersuchungen zu studentischer Armut berühren zwei Teilbereiche der historischen Forschung. Die Frage ist sowohl Gegenstand der Armutsforschung als auch der Universitätsgeschichte, wobei sie in diesen Disziplinen unterschiedlich intensiv behandelt wird.

1.1.1. Die *pauperes* in der allgemeinen Armutsforschung

»Armut« war und ist ein vielschichtiger Begriff, was in verschiedenen Definitionsversuchen zum Ausdruck kommt. Bereits im Mittelalter wurde der Begriff *pauper* nicht nur als Gegenstück zu *dives*, sondern auch zu *potens* gesehen. Während das erste Gegensatzpaar primär den wirtschaftlich-materiellen Aspekt der Armut betont, umfasst das zweite auch Kranke, Fremde, Hörige oder außerhalb der Rechtsordnung stehende Personen und berücksichtigt auch den fehlenden oder eingeschränkten Beziehungsrahmen von Armen. Zwar sind diese Aspekte vielfach eng mit wirtschaftlicher Armut verknüpft, sie müssen jedoch nicht zwangsläufig gemeinsam auftreten[3]. Auch der Eintrag zum Stichwort »Armut« in Zedlers Universallexikon nimmt auf die verschiedenen Bedeutungen des Begriffs Bezug:

> *Armuth wird in verschiedenen Verstande genommen. Überhaupt nennet man denjenigen arm, welchem die Kräffte mangeln. Also spricht man von einem krancken Menschen, er sey ein armer Mensch; und ein Sünder heißt ein armer Sünder. […] Ins besondere aber wird derjenige arm genennet, welcher kein äußerliches Vermögen hat*

3 Michel Mollat, Die Armen im Mittelalter (München ^{2}1987) 10–17.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

[…] In diesem Verstande nun ist die Bedeutung der Armuth wieder zweyerley: Sie ist entweder Comperativa, da einer in Betrachtung seines Standes nicht dasjenige Vermögen besitzet, welches er zur Erhaltung und Bequemlichkeit seiner Umstände vonnöthen hat […] Oder sie ist auch Positiva, da wir keine Vergleichung anstellen, sondern nur den Mangel des Vermögens an sich selber betrachten[4].

Auf die Vielschichtigkeit des Armutsbegriffes wird auch in der Forschung hingewiesen. Thematisch wird der Schwerpunkt meist auf den ökonomischen Aspekt gelegt. Armut wird als Mangel an materiellen Ressourcen beschrieben. Je nach Schwere dieser Mängel werden verschiedene Grade von Armut und unterschiedliche Gruppen von Armen definiert.

Ein weit verbreiteter Definitionsansatz orientiert sich an dem oben erwähnten Artikel Zedlers. Anstelle der von Zedler als »komperative« und »absolute« Armut bezeichneten Formen wurden hier die Begriffe »sekundäre« und »primäre« Armut eingeführt. Inhaltlich decken sie sich weitgehend mit Zedler.

Sekundäre Armut wird dahingehend definiert, dass die von ihr betroffenen Personen zwar über genügend Eigenmittel zur Deckung ihrer Grundbedürfnisse verfügen, aber damit nicht ein ihrem sozialen Stand angemessenes Leben führen können[5]. In der Forschung wird diese Personengruppe kaum untersucht. Eines der seltenen Beispiele dafür ist der Aufsatz von Joseph Morsel in dem von Otto Gerhard Oexle herausgegebenen Sammelband über Armut im Mittelalter. Allerdings konzentriert er sich darin weniger auf die materielle Seite des Problems, da dazu kaum statistisch verwertbare Quellen existieren. Er behandelt den mentalitätsgeschichtlichen Aspekt dieser Frage: Armut wird als Herausforderung für den Adeligen gesehen, die er zu bewältigen trachtet, ohne die für seinen Stand festgelegten gesellschaftlichen Normen zu verletzen[6].

Der überwiegende Teil der Literatur zum Thema Armut beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten der primären Armut. Unter diesen Begriff fallen Personen oder Personengruppen, deren materielles Überleben von der Unterstützung anderer abhängig ist – sei es, dass sie mit ihrer Arbeit nicht genügend für ihren Lebensunterhalt erwirtschaften können oder dass sie aufgrund verschiedener Umstände wie Krankheit oder wirtschaftlich ungünstiger Lage ständig

4 Zedler 2 (1732) Sp. 1555 ff.

5 Vgl. dazu beispielsweise Thomas Fischer, Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jahrhundert. Sozialgeschichtliche Untersuchungen am Beispiel der Städte Basel, Freiburg im Breisgau und Straßburg (= Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte 4, Göttingen 1979) 25; Wolfgang von Hippel, Armut, Unterschichten, Randgruppen in der frühen Neuzeit (= Enzyklopädie deutscher Geschichte 34, München 1995) 3; Martin Rheinheimer, Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450 – 1850 (Frankfurt am Main 2000) 15.

6 Joseph Morsel, Adel in Armut – Armut im Adel? In: Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Armut im Mittelalter (= Forschungen und Vorträge 58, Ostfildern 2004) 127 – 164.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

oder temporär keiner Erwerbsarbeit nachgehen können[7]. Innerhalb dieser Gruppe werden zusätzlich weitere Unterteilungen getroffen. So wird zwischen »behausten« und »unbehausten« Armen differenziert. Neben denjenigen, die sich (noch) eine Unterkunft leisten können, finden sich Personen, die kein festes Dach über dem Kopf haben, aber an einem Ort leben. Schließlich gibt es noch die Nichtsesshaften, die aus unterschiedlichen Gründen von Ort zu Ort wandern[8].

Überblickswerke zum Thema Armut befassen sich fast ausschließlich mit der primären Armut. Diese Darstellungen betreffen sowohl den gesamteuropäischen Raum[9] als auch einzelne Länder[10]. Werke, die sich mit außereuropäischer Armut befassen, wurden bei dieser Übersicht ausgeklammert, da sie für das Untersuchungsthema nicht relevant sind.

7 Rheinheimer, Arme, Bettler und Vaganten (Anm. 5), S. 15 – 18.

8 Ebd., S. 16 f.

9 Einen allgemeinen Überblick über dieses Thema bieten beispielsweise Wolfram Fischer, Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter (Göttingen 1982); Mollat, Arme im Mittelalter (Anm. 3); Wolfram Fischer, Armut in der Geschichte. Erscheinungsformen und Lösungsversuche der »Sozialen Frage« in Europa seit dem Mittelalter (Göttingen 1982); Robert Jütte, Poverty and Deviance in Early Modern Europe (= New Approaches to European History 4, Cambridge 1994); Hippel, Armut, Unterschichten, Randgruppen (Anm. 5); Rheinheimer, Arme, Bettler und Vaganten (Anm. 5); Otto Gerhard Oexle (Hrsg.), Armut im Mittelalter (= Forschungen und Vorträge 58, Ostfildern 2004); Sebastian Schmidt (Hrsg.), Arme und ihre Lebensperspektiven in der Frühen Neuzeit (= Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart 10, Frankfurt am Main 2008) oder Sylvia Hahn/Nadja Lobner/Clemens Sedmak (Hrsg.), Armut in Europa 1500 – 2000 (= Querschnitte 25, Innsbruck/Wien/Bozen 2010).

10 Thomas Riis (Hrsg.), Aspects of Poverty in Early Modern Europe (Stuttgart/Firenze 1981); ders., Aspects of Poverty in Early Modern Europe II. Les réactions des pauvres à la pauvreté (Odense 1986); ders., Aspects of Poverty in Early Modern Europe III. La pauvreté dans les pays nordique 1500 – 1800 (Odense 1990). Die drei Bände behandeln in verschiedenen Beiträgen sowohl die spezifische Situation von Armen in einzelnen europäischen Ländern als auch Fürsorgeeinrichtungen und obrigkeitliche Maßnahmen. – Für Deutschland vgl. v. a. Christoph Sachsse/Florian Tennstett, Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland. Bd. 1: Vom Spätmittelalter bis zum 1. Weltkrieg (Stuttgart ^{2}1998); Bd. 2: Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871 – 1929 (Stuttgart 1998); Bd. 3: Der Wohlfahrtsstaat im Nationalsozialismus (Stuttgart 1992). – Für die Schweiz: Ruedi Epple/Eva Schär, Stifter, Städte, Staaten. Zur Geschichte der Armut, Selbsthilfe und Unterstützung in der Schweiz 1200 – 1900 (Zürich 2010). – Zu Italien s. die entsprechenden Artikel in: Brian Pullan, Poverty and Charity: Europe, Italy, Venice, 1400 – 1700 (Aldershot 1994); Philine Helas/Gerhard Wolf (Hrsg.), Armut und Armenfürsorge in der italienischen Stadtkultur zwischen 13. und 16. Jahrhundert. Bilder, Texte und soziale Praktiken (= Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart 2, Frankfurt am Main 2006). – Dänemark wird von Anne Kathrin Brinker, Armenfürsorge als Sozialpolitik im frühmodernen dänischen Staat (= Beiträge zur deutschen und europäischen Geschichte 11, Hamburg 1994) behandelt. Der Schwerpunkt dieser Arbeit liegt weniger auf der Darstellung des Lebens der Armen als auf staatlichen Maßnahmen zur Bekämpfung der Armut.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Neben diesen großräumigeren Untersuchungen finden sich Abhandlungen, die einen kleineren geographischen oder zeitlichen Raum behandeln. Die dafür gewählten Parameter können sich auf bestimmte Orte[11] oder Regionen[12] beziehen; vielfach werden aber auch einzelne Gruppen von Armen untersucht[13]. In diesem Zusammenhang finden vielfach die Bettler und »fahrenden Leute« Berücksichtigung, wobei sich diese beiden Begriffe teilweise überschneiden[14]. In jüngerer Zeit rückte daneben auch die Frage von natürlichem Geschlecht und gender in den Blickpunkt[15], wobei unter anderem der Frage nachgegangen wird, in welchen Lebensphasen Männer respektive Frauen besonders armutsgefährdet sind und ob diese Phasen für beide Geschlechter gleich sind[16].

11 Beispiele dafür sind: Fischer, Städtische Armut (Anm. 5); Martin Dinges, Stadtarmut in Bordeaux 1525 – 1675. Alltag – Politik – Mentalitäten (= Pariser historische Studien 26, Bonn 1988); Friedrich-Arnold Lassotta, Formen der Armut im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Untersuchungen vornehmlich an Kölner Quellen des 14. bis 17. Jahrhunderts. 2 Bände (ungedr. phil. Diss. Köln 1993); die jeweiligen Beiträge in: Pullan, Poverty and Charity (Anm. 10); Ernst Schubert, Erscheinungsformen der Armut in der spätmittelalterlichen deutschen Stadt. In: Helmut Bräuer/Elke Schlenkrich (Hrsg.), Die Stadt als Kommunikationsraum. Beiträge zur Stadtgeschichte vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Festschrift für Karl Czok zum 75. Geburtstag (Leipzig 2001) 659 – 697 oder Sharon Farmer, Surviving poverty in medieval Paris. Gender, ideology and the daily lives of the poor (Ithaca 2002).

12 Vgl. beispielsweise Ernst Schubert, Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte. Reihe 9: Darstellungen aus der fränkischen Geschichte 26, Neustadt an der Aisch ^{2}1990) oder Helmut Bräuer, Zur Mentalität armer Leute in Obersachsen 1500 bis 1800 (Leipzig 2008).

13 Die in Anm. 11 und 12 genannten Werke befassen sich im jeweiligen Untersuchungsrahmen selbstverständlich auch mit einzelnen Gruppen von Armen. Bräuer, Mentalität armer Leute (Anm. 12) definiert einzelne Gruppen nach Alter und Geschlecht. Vielfach werden auch die bereits erwähnten Unterscheidungskriterien wie dauerhafte oder temporäre Unterstützung, »behauste« und »unbehauste« Arme oder ortsansässige oder fremde Arme verwendet.

14 Beispiele dafür sind Ernst Schubert, Fahrendes Volk im Mittelalter (Bielefeld 1995); Helmut Bräuer, »…und hat seithero gebetlet«. Bettler und Bettlerwesen in Wien und Niederösterreich während der Zeit Kaiser Leopolds I. (Wien 1996); Gerhard Ammerer, Heimat Straße. Vaganten im Österreich des Ancien Régime (= Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 29, Wien/München 2003) oder Lutz Rafael/Herbert Uerlings (Hrsg.), Zwischen Ausschluss und Solidarität. Modi der Inklusion/Exklusion von Fremden und Armen in Europa seit der Spätantike (= Inklusion/Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart 6, Frankfurt am Main/Wien 2008).

15 John Henderson/Richard Wall (Hrsg.), Poor Women and Children in the European Past (London/New York 1994); Farmer, Poverty in medieval Paris (Anm. 11). – Susan E. Dinan, Women and Poor Relief in Seventeenth-Century France (Aldershot 2006) zeigt Frauen nicht als Empfängerinnen, sondern als Spenderinnen von Fürsorgemaßnahmen.

16 So stellte die Witwenschaft bei Frauen ein beträchtliches Armutsrisiko dar, während Männer in dieser Lebensphase deutlich weniger betroffen waren. Vgl. David E. Vassberg, The status of widows in sixteenth-century rural Castile. In: Henderson/Wall, Poor Women and Children (Anm. 15) 180 – 195; Thomas Sokoll, The household position of elderly widows in poverty. Evidence from two English communities in the late eighteenth and early nineteenth

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Neben diesen Darstellungen finden sich auch kommentierte Quellensammlungen zum Thema Armut, anhand derer verschiedene Aspekte des Themas beleuchtet werden[17].

Nicht nur die Armut selbst und ihre verschiedenen Formen, sondern auch die Sichtweise und der Umgang der Zeitgenossen damit wurden vielfach untersucht. Ab den Siebzigerjahren des 20. Jahrhunderts beschäftigte sich die Sozialgeschichte vielfach mit der Frage der Armenfürsorge und ihrem Wandel im Laufe der Zeit[18]. Dieser Wandel wurde in Zusammenhang mit dem Ausbau der landesherrlichen Zentralgewalt gesehen. Weiters sind damit auch die Frage der Armutsbekämpfung beziehungsweise der Ausgrenzung von Armen verbunden.

Generell unterscheidet man zwischen zwei großen Phasen. Die erste Periode ist von weitgehend privater Initiative bei der Armenfürsorge und einer prinzipiellen Akzeptanz der Armen durch die Gesellschaft geprägt. Bis zum Ende des Mittelalters galt Armut prinzipiell nicht als verwerflich und Betteln als eine anerkannte Lebensform. Mildtätigkeit gegenüber den Armen war eine Möglichkeit, christliche Nächstenliebe (*caritas*) tatkräftig unter Beweis zu stellen. Der Almosengeber half dem Empfänger aus seiner materiellen Not und erhielt dafür im Gegenzug die Möglichkeit, ein gutes Werk zu tun und »Schätze im Himmel« zu erwerben[19].

Ab dem Beginn der Neuzeit wurde die Armenfürsorge zunehmend als Aufgabe von kommunalen und territorialen Obrigkeiten angesehen. Mit der nunmehr stärkeren Systematisierung der Fürsorgeleistungen war auch eine schär-

centuries. In: ebd., S. 207 – 224; Sonya O. Rose, Widowhood and poverty in nineteenth-century Nottinghamshire. In: ebd., S. 269 – 291.

17 Vgl. Christoph Sachsse/Florian Tennstedt (Hrsg.), Bettler, Gauner und Proleten. Armut und Armenfürsorge in der deutschen Geschichte (Reinbek 1983); Friedhelm Weinforth (Bearb.), Armut im Rheinland. Dokumente zur Geschichte von Armut und Fürsorge im Rheinland vom Mittelalter bis heute (= Veröffentlichungen der staatlichen Archive des Landes Nordrhein-Westfalen. Reihe G, Bd. 3, Kleve 1992); Helmut Bräuer, Armut und Armutsbekämpfung. Schriftliche und bildliche Quellen bis um 1800 aus Chemnitz, Freiberg, Leipzig und Zwickau. Ein sachthematisches Inventar (Leipzig 2002); Katrin Keller/Gabriele Viertel/Gerald Diesener (Hrsg.), Stadt, Handwerk, Armut. Eine kommentierte Quellensammlung zur Geschichte der Frühen Neuzeit. Helmut Bräuer zum 70. Geburtstag zugeeignet (Leipzig 2008). – Keine Quellensammlung im eigentlichen Sinn, dafür aber eine Illustration zu den jeweiligen Kapiteln bieten die Quellentexte in Epple/Schär, Stifter, Städte, Staaten (Anm. 10).

18 Einen Überblick über die Behandlung dieses Themas bietet Helmut Bräuer, Armut in Mitteleuropa 1600 bis 1800. In: Hahn/Lobner/Sedmak, Armut in Europa (Anm. 9) 13 – 34. – Zu den aktuellen Forschungstendenzen s. Christoph Kühberger/Clemens Sedmak (Hrsg.), Aktuelle Tendenzen der historischen Armutsforschung (= Geschichte. Forschung und Wissenschaft 10, Wien 2005).

19 Vgl. Mt. 6, 19 – 21. In diesem Zitat aus der Bergpredigt werden jene getadelt, die materielle Reichtümer anhäufen und auf das Wohl ihrer Seele vergessen. – Zu »Motivation und Stellenwert der individuellen Wohltätigkeit« vgl. Mollat, Arme im Mittelalter (Anm. 3), S. 139 – 142.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

fere Kontrolle und Differenzierung der Armen verbunden. Da die primäre Motivation der privaten Almosengeber die Vorsorge für das eigene Seelenheil durch gute Werke war, war es für sie nicht entscheidend, ob der Almosenempfänger tatsächlich bedürftig war oder aus welchen Gründen er in Not geraten war. Die obrigkeitliche Armenfürsorge dagegen fragte verstärkt nach den Ursachen von Armut und sah es als ein Ziel der Fürsorge an, den Anteil der Armen an der Gesamtbevölkerung zu verringern. So wurde zunehmend zwischen »würdigen« und »unwürdigen« Armen unterschieden. Erstere galten als unterstützenswürdig, da sie unverschuldet in Armut geraten waren beziehungsweise körperlich oder geistig nicht mehr in der Lage waren, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erarbeiten. Als »unwürdige« Arme galten jene Personen die von der Obrigkeit als arbeitsfähig, aber arbeitsunwillig eingestuft wurden. Auch die Frage der Herkunft spielte eine immer wichtigere Rolle, da die jeweilige Kommune sich in erster Linie für jene Armen verantwortlich sah, die unter ihre Jurisdiktion fielen[20]. Fremde Arme wurden prinzipiell als »unwürdig« angesehen und wenn möglich in ihre rechtlichen Zuständigkeitsbezirke abgeschoben. Diese obrigkeitlichen Maßnahmen zur Bekämpfung und Erziehung der Armen werden in der Forschung unter dem Terminus »Sozialdisziplinierung« zusammengefasst[21].

Auch hier gibt es verschiedene Abhandlungen[22], die diese Fragen für einzelne Länder[23], Regionen oder Orte[24] behandeln. Innerhalb dieses Teilgebietes nimmt

20 Das »Heimatprinzip als Grundkonstituante« [sic] für die kommunale und landesfürstliche Fürsorgepolitik stellt beispielsweise Susanne Eser in ihrer Arbeit über die Augsburger Armenpolitik fest. Vgl. Susanne E. Eser, Verwaltet und verwahrt. Armenpolitik und Arme in Augsburg. Vom Ende der reichsstädtischen Zeit bis zum Ersten Weltkrieg (= Historische Forschungen 20, Sigmaringen 1996) 21 – 25.

21 Einen Überblick über die verschiedenen Konzepte der Sozialdisziplinierung gibt Johannes Richter, Frühneuzeitliche Armenfürsorge als Disziplinierung. Zur sozialpädagogischen Bedeutung eines Perspektivenwechsels (= Res humanae. Arbeiten für die Pädagogik 7, Frankfurt am Main 2001).

22 Generell wird in den meisten Untersuchungen zum Thema Armut auch die Armenfürsorge behandelt.

23 Für Österreich vgl. beispielsweise Ammerer, Heimat Straße (Anm. 14). – Für das Gebiet des heutigen Deutschland sei als Überblick v. a. Sachsse/Tennstett, Armenfürsorge (Anm. 10) genannt. – Zur Situation in der Schweiz s. Hans-Jörg Gilomen/Sébastien Guex/Brigitte Studer (Hrsg.), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert (= Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 18, Zürich 2002); Epple/Schär, Stifter, Städte, Staaten (Anm. 10). – Zu Dänemark s. Brinker, Armenfürsorge (Anm. 10).

24 Mit der Situation der Bettler im Wien des 17. Jahrhunderts befasst sich Bräuer, Bettler und Bettlerwesen (Anm. 14). – Zu verschiedenen deutschen Städten, die sowohl isoliert als auch im Vergleich untereinander betrachtet werden vgl. Fischer, Städtische Armut (Anm. 5); Eser, Verwaltet und verwahrt (Anm. 20); Franz-Josef Jacobi/Hannes Lambacher/Jens Metzdorf/Ulrich Winzer (Hrsg.), Stiftungen und Armenfürsorge in Münster vor 1800 (= Quellen und Forschungen zur Geschichte der Stadt Münster 17/1, Münster 1996); Hubert

© V&R unipress GmbH, Göttingen

die Untersuchung von erzieherischen Maßnahmen der Obrigkeit für die »unwürdigen« Armen, die ab dem 17. und vor allem dem 18. Jahrhundert erfolgten, breiten Raum ein – hier sei exemplarisch auf die Literatur zum Thema Arbeitshaus verwiesen[25]. Daneben werden auch Fürsorgeeinrichtungen wie Spitäler oder Armenhäuser[26] untersucht. Diese Arbeiten sind teilweise reine Insti-

Neumann, Sozialdisziplinierung in der Reichsstadt Speyer im 16. Jahrhundert (= Geschichte im Kontext 3, St. Augustin 1997) v. a. 154 – 179; Ulrich Knefelkamp, Sozialdisziplinierung oder Armenfürsorge? Untersuchungen normativer Quellen in Bamberg und Nürnberg vom 14. bis zum 17. Jahrhundert. In: Bräuer/Schlenkrich, Stadt als Kommunikationsraum (Anm. 11) 515 – 533; Silke Kröger, Armenfürsorge und Wohlfahrtspflege im frühneuzeitlichen Regensburg (= Studien zur Geschichte des Spital-, Wohlfahrts- und Gesundheitswesens. Schriftenreihe des Archivs des St. Katharinenspitals Regensburg 7, Regensburg 2006). – Für Italien wären beispielsweise zu nennen: Carol Bresnahan Menning, Charity and State in Late Renaissance Italy. The Monte di Pietà of Florence (Ithaca/London 1993); John Henderson, Piety and Charity in Late Medieval Florence (Oxford 1994); Pullan, Poverty and Charity (Anm. 10); Helas/Wolf, Armut und Armenfürsorge (Anm. 10). – Einen deutlich anderen Ansatz als die meisten bisher erwähnten Untersuchungen, die sich mit den Zielsetzungen und Methoden der Fürsorge auseinandersetzten, findet man bei Erika Flückinger Strebel, Zwischen Wohlfahrt und Staatsökonomie. Armenfürsorge auf der bernischen Landschaft im 18. Jahrhundert (Zürich 2002). Hier stehen weniger die Zielsetzungen der Fürsorgetätigkeit im Mittelpunkt, sondern anhand quantitativer Analysen des Quellenmaterials werden Aussagen über den Umfang der getätigten Fürsorgeausgaben getroffen.

25 Für Österreich vgl. beispielsweise Hannes Stekl, Österreichs Zucht- und Arbeitshäuser 1671 – 1920. Institutionen zwischen Fürsorge und Strafvollzug (= Sozial- und wirtschaftshistorische Studien 12, Wien 1978); Gerhard Ammerer/Alfred Stefan Weiß (Hrsg.), Strafe, Disziplin und Besserung. Österreichische Zucht- und Arbeitshäuser von 1750 bis 1850 (Frankfurt am Main 2006). – Weiters s. Bernhard Stier, Fürsorge und Disziplinierung im Zeitalter des Absolutismus. Das Pforzheimer Zucht- und Waisenhaus und die badische Sozialpolitik im 18. Jahrhundert (= Quellen und Studien zur Geschichte der Stadt Pforzheim 1, Sigmaringen 1988); Helmut Bräuer, Obersächsische Zucht- und Arbeitshäuser vor 1715/16. Projekte – Realisation – Konflikte. In: Gerhard Ammerer/Arthur Brunhart/Martin Scheutz/Alfred Stefan Weiß (Hrsg.), Orte der Verwahrung. Die innere Organisation von Gefängnissen, Hospitälern und Klöstern seit dem Spätmittelalter (= Geschlossene Häuser 1, Leipzig 2010) 61 – 74; Rupert Tiefenthaler, Die Organisation von Strafe – Gefängnis und Arbeitshaus in Liechtenstein. In: ebd., S. 75 – 84; Lukas Gschwend, Zuchthaus und Schellenwerk – Institutionalisierung, Funktionalisierung und Organisation der frühneuzeitlichen Freiheitsstrafe unter besonderer Berücksichtigung der Alten Eidgenossenschaft. In: ebd., S. 85 – 102.

26 Generell lassen sich diese beiden Einrichtungen für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit nur schwer trennen, da die Spitäler neben der Krankenversorgung auch einen Teil der Armenfürsorge übernahmen. – Einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung des Hospitals im Allgemeinen und im speziellen auf dem Gebiet des Heiligen Römischen Reichs findet man bei Marie-Luise Windemuth, Das Hospital als Träger der Armenfürsorge im Mittelalter (= Sudhoffs Archiv, Beih. 36, Stuttgart 1995) bzw. bei Michel Pauly, Peregrinorum, pauperum ac aliorum transeuntium receptaculum. Hospitäler zwischen Maas und Rhein im Mittelalter (= Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 190, Stuttgart 2007). – Zu Teilaspekten wie Spitäler und Spitalsgründungen in einzelnen Ländern und Regionen, die Verpflegung und religiöse Versorgung der Insassen u. ä. vgl. Gisela Drossbach (Hrsg.), Hospitäler in Mittelalter und Früher Neuzeit. Frankreich, Deutschland und Italien. Eine

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tutionengeschichten, es werden aber auch Fragen wie die Funktion von Spital und Armenhaus als Instrument der Sozialdisziplinierung oder nach der Klientel dieser Einrichtungen behandelt. Ein weiterer Teilaspekt ist die Frage, welchen Einfluss die Konfessionszugehörigkeit auf die Armenfürsorge und -politik einer Region hatte. Hier finden sich ebenfalls sowohl allgemeine Überblickswerke[27] als auch kleinräumigere Untersuchungen[28]. Die englische Literatur beschäftigt sich auch schwerpunktmäßig mit der Armengesetzgebung[29].

vergleichende Geschichte (= Pariser Historische Studien 75, München 2007); Martin Scheutz (Hrsg.), Europäisches Spitalwesen. Institutionelle Fürsorge in Mittelalter und früher Neuzeit (= Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.bd. 51, Wien 2008); Alfred Stefan Weiß, Österreichische Hospitäler in der Frühen Neuzeit als »kasernierter Raum«? Norm und Praxis. In: Ammerer/Brunhart/Scheutz/Ders., Orte der Verwahrung (Anm. 25) 217 – 234; Carlos Watzka, Totale Institutionen und/oder »Disziplinar-Anstalten« in der Frühen Neuzeit. Das Problem der sozialen Kontrolle in Hospitälern und deren Funktionen der »Verwahrung« und »Versorgung« am Beispiel des Herzogtums Steiermark. In: ebd., S. 235 – 254; Sebastian Schmidt, »Scandalös und intolerabell«. Zur Verwaltungspraxis und Kontrolle frühneuzeitlicher Hospitäler am Mittelrhein und an der Mosel. In: ebd., S. 255 – 267. – Zu einzelnen Spitälern vgl. u. a. Brigitte Pohl-Resl, Rechnen mit der Ewigkeit. Das Wiener Bürgerspital im Mittelalter (= Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Erg.bd. 33, Wien/München 1996); Christine Schedensack, Die Anfänge des Armenhauses Zur Aa – Zur Frühphase der »Kommunalisierung« der Armenfürsorge in Münster. In: Jacobi/Lambacher/Metzdorf/Winzer, Stiftungen und Armenfürsorge in Münster (Anm. 24) 169 – 239; Mechthild Black, Kirchspielsverwaltung und Armenfürsorge – Das Armenhaus Speckpfründe Ludgeri auf dem Verspoel. In: ebd., S. 299 – 325; Kay Peter Jankrift, *damit auch friedt und einigkeit erhalten* – Das Zwölfmännerhaus Ludgeri im Spiegel seiner Hausordnung (1589 – 1819). In: ebd., S. 326 – 337; Herbert Aderbauer, Vom Pfründnerheim zur Armen- und Arbeitsanstalt. Das Tübinger Spital und der Wandel seiner sozialen Funktion in der frühen Neuzeit (= Beiträge zur Tübinger Geschichte 9, Stuttgart 1997); Ralf Klötzer, Kleiden, Speisen, Beherbergen. Armenfürsorge und soziale Stiftungen in Münster im 16. Jahrhundert (1535 – 1588) (= Studien zur Geschichte der Armenfürsorge und der Sozialpolitik in Münster 3, Münster 1997); Frank Hatje, »Gott zu Ehren, der Armut zum Besten«. Hospital zum Heiligen Geist und Marien-Magdalenen-Kloster in der Geschichte Hamburgs vom Mittelalter bis in die Gegenwart (Hamburg 2002); Stefan Sonderegger, Wirtschaft mit sozialem Auftrag. Zur Wirtschaftsführung des Heiligengeistspitals St. Gallen im 15. Jahrhundert. In: Ammerer/Brunhart/Scheutz/Weiß, Orte der Verwahrung (Anm. 25) 191 – 215.

27 Vgl. dazu Ole Peter Grell/Andrew Cunningham (Hrsg.), Health care and poor relief in Protestant Europe 1500 – 1700 (London/New York 1997); dies., Health care and poor relief in Counter-Reformation Europe (London/New York 1999). In beiden Werken wird nach einer kurzen allgemeinen Einleitung die Situation in einzelnen Ländern beleuchtet.

28 Ein Beispiel dafür ist Timothy G. Fehler, Poor Relief and Protestantism. The Evolution of Social Welfare in Sixteenth-Century Emden (Aldershot u. a. 1999).

29 Vgl. Thomas A. Horne, Property rights and poverty. Political argument in Britain, 1605 – 1834 (Chapel Hill 1990); L. A. Botelho, Old age and the English poor law, 1500 – 1700 (Woodbridge 2004); Lorie Charlesworth, Welfare's forgotten past. A socio-legal history of the poor law (Abingdon 2010). – Beispiele für Untersuchungen aus dem österreichischen Raum sind Gerhard Ammerer, »…keine andere Wirkung gehabt, als grosse und unnüze Kosten… « Strukturelle und mentale Problemlagen bei der Umsetzung legistischer Maßnahmen gegen Bettler und Vaganten im Österreich des Ancien Régime. In: Das achtzehnte Jahrhundert und Österreich. Jahrbuch der Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Viele dieser Untersuchungen gehen von dem Modell einer relativ statischen und einheitlichen Gesellschaft aus, in der die einzelnen Schichten klar voneinander getrennt sind und es keine Übergangsbereiche gibt. Kritiker weisen darauf hin, dass diese Einteilung als ein späteres Konstrukt zu betrachten ist[30]. Gerade jener Zwischenbereich an der Grenze zwischen arm und nicht arm, der im vorindustriellen Europa einen großen Teil der Bevölkerung umfasste[31], würde dadurch aus der Forschung ausgeklammert. Deshalb gehen neuere Ansätze verstärkt von den Lebensformen und dem Mobilitätsgrad der Armen aus. Hier gibt es keine klare Abgrenzung zur restlichen Gesellschaft[32]; dafür werden konjunkturelle Schwankungen besser abgebildet. Dadurch können auch Armutsgefährdete besser berücksichtigt werden. Darunter sind jene Personen zu verstehen, die zwar noch nicht auf fremde Unterstützung angewiesen sind, aber aufgrund ihrer spärlichen Eigenmittel stets damit rechnen müssen, durch äußere Unglücksfälle wie Missernten, Naturkatastrophen oder kriegerische Auseinandersetzungen ihren Lebensunterhalt nicht mehr alleine erwirtschaften zu können.

Helmut Bräuer beispielsweise spricht in seiner Darstellung der Armen in Obersachsen über »arme Leute«. Seine Definition deckt sich zwar teilweise mit dem Begriff der »Unterschicht«, schließt jedoch die Rand- und Übergangszonen ein und zeigt die ständigen Veränderungen, denen diese Gruppe unterworfen ist[33].

Valentin Groebner beschäftigt sich in seiner Untersuchung über die Nürnberger Armen im 15. Jahrhundert ausschließlich mit armutsgefährdeten Personen. Er zeigt das wirtschaftliche Milieu dieser Gruppe auf, das von verschiedenen Faktoren wie dem (Miss-)Verhältnis zwischen dem Nominalwert und dem tatsächlichen Wert des Geldes sowie jenem zwischen Löhnen und Preisen geprägt ist und versucht zu eruieren, mit welchen Strategien sie ihr wirtschaftliches Überleben zu sichern trachtete[34]. Auch in dem von Laurence Fontaine und Jürgen Schlumbohm im Jahr 2000 herausgegebenen Werk werden derartige Überlebensstrategien armer Familien untersucht – hier allerdings in einem größeren räumlichen und zeitlichen Kontext[35].

16 (2001) 9 – 21; Martin Scheutz, »in daz brod bettlen ausgegangen«. Armut, Bettel und Armenversorgung in Niederösterreich während des 18. Jahrhunderts. In: Österreich in Geschichte und Literatur 47 (2002), H. 2b – 3, 119 – 135. Diese Arbeiten beschäftigen sich vor allem mit der Umsetzung der Gesetze und der damit verbundenen Schwierigkeiten.

30 Vgl. beispielsweise Scheutz, In daz brod bettlen ausgegangen (Anm. 29), S. 124.

31 Rheinheimer, Arme, Bettler und Vaganten (Anm. 5), S. 15.

32 Scheutz, In daz brod bettlen ausgegangen (Anm. 29), S. 124 f.

33 Bräuer, Mentalität armer Leute (Anm. 12), S. 23.

34 Valentin Groebner, Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 108, Göttingen 1993).

35 Laurence Fontaine/Jürgen Schlumbohm (Hrsg.), Household Strategies for Survival 1600 –

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Claus Kappl bezieht in seiner Arbeit über die Bamberger Armen diese Übergangsgruppen ebenfalls mit ein. Er definiert Armut als ein Bündel verschiedener Aspekte, die gemeinsam auftreten können, aber nicht zwangsläufig gemeinsam auftreten müssen. Zu diesen Aspekten zählen neben ökonomischer Schwäche, die durch einen Mangel an Produktionsmitteln gekennzeichnet ist, auch politische Machtlosigkeit sowie der Ausschluss von wirtschaftlicher – meist handwerklicher – Ausbildung. Aus diesen Faktoren ergibt sich der geringe soziale Status der »kleinen Leute«[36]. Durch die Erweiterung der Untersuchungsparameter ist eine größere Differenzierung innerhalb der Gruppe der Armen, die teilweise sehr unterschiedliche Lebenswelten aufweisen, möglich.

Ernst Schubert betont in seinen Arbeiten ebenfalls die Tatsache, dass sich Armut nicht allein anhand ökonomischer Kriterien erklären lasse. In seinem Aufsatz über die Erscheinungsformen der Armut in den mittelalterlichen Städten versucht er, die Fragwürdigkeit der Armutsdefinition anhand von Steuerlisten nachzuweisen. Einerseits müsse man sich bei diesen Zahlen klar sein, dass sie stets nur eine Momentaufnahme darstellen und keinesfalls einen über eine längere Zeitspanne hinweg gleichbleibenden statischen Zustand[37]. Weiters wurden in diesen Listen nur jene Personen erfasst, die das Bürgerrecht besaßen. Die generell weniger wohlhabenden Personen wie Dienstboten und Arbeiter wurden in den Steuerlisten meist nicht erfasst[38]. Deshalb seien Untersuchungen über den quantitativen Anteil der Armen an der städtischen Bevölkerung schwierig, da die städtischen Quellen nur den Anteil der armen Stadtbürger, aber nicht der Gesamtheit der Stadtbewohner abbilden[39]. Auch die unscharfe Abgrenzung der Gruppe der Armen zur restlichen Gesellschaft, die starken Schwankungen unterworfen war, kann auf dieser Grundlage kaum aufgezeigt werden[40]. Für Schubert ist ein wesentliches Merkmal der Armut die Unfähigkeit, materielle Rücklagen zu bilden[41]. Dieses Definitionskriterium findet sich bereits in seiner 1990 erschienenen Studie über Arme im fränkischen Raum des 18. Jahrhunderts:

> *Armut bedeutet in dieser Welt Existenzbedrohung nicht nur in wirtschaftlicher, zum Bettel zwingender, sondern durchaus in physischer Hinsicht. Arm ist, wer keine Rücklagen bilden kann, um Notfälle zu überwinden, wer schutzlos den allgegenwärtigen Gefahren, Krankheit, Unfall, Siechtum, Mißernten preisgegeben ist. Armut erfaßt in*

2000: Fission, Faction and Cooperation (=International Review of Social History, Suppl. 8, Cambridge 2000).

36 Claus Kappl, Die Not der kleinen Leute. Der Alltag der Armen im 18. Jahrhundert im Spiegel der Bamberger Malefizakten (phil. Diss. Konstanz 1984) 18–20.

37 Schubert, Erscheinungsformen der Armut (Anm. 11), S. 663.

38 Ebd., S. 662.

39 Ebd., S. 665.

40 Ebd., S. 666.

41 Ebd.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

dieser Gesellschaft nicht nur den ökonomischen Bereich. Wer mittellos ist, aber in einer Verwandtschaft lebt, die im Notfall für ihn sorgt, ist nicht arm. Arm ist der mittellose [sic] in einer ebenso mittellosen Verwandtschaft, der Hilfsbedürftige ohne eine ihn schützende Gemeinschaft. Arm ist also derjenige, der durch einen Schicksalsschlag hilfsbedürftig werden muß und dabei keinen anderen Ausweg als den Bettelstab finden kann.[42]

Diese neueren Definitionsansätze berücksichtigen neben ökonomischen Kriterien stärker den politisch-gesellschaftlichen Aspekt der Armut, der in zeitgenössischer Diktion durch das Gegensatzpaar *pauper* – *potens* ausgedrückt wurde. Zwar verstand man unter *potens* in erster Linie wirtschaftlich und politisch einflussreiche Personen, doch kann dieser Begriff – auf die Armut angewandt – auch in einem weiteren Sinne verstanden werden. Selbst jene Personen, denen es an materiellen Mitteln mangelt, können weiterhin in einen Personenverband eingebunden bleiben. Somit wäre der *potens* in diesem Sinne nicht nur im Besitz von Macht, sondern auch im Besitz von Beziehungen, also ein Teil eines Personenverbandes oder sozialen Netzwerkes. Dererlei Netzwerke sind zwar vor allem für einflussreichere Schichten dokumentiert, doch gab es sie auf allen Bevölkerungsebenen. Erst derjenige, der auf keinerlei Beziehungen zurückgreifen kann, ist ein *pauper*, ein Bedürftiger.

Ein weiteres Problem stellt die quellenmäßige Überlieferung dar. Als »arm« bezeichnete Personen haben vielfach keine eigenen schriftlichen Zeugnisse hinterlassen; diese wurden meist von Personen verfasst, die sich selbst nicht als Angehörige dieser Gruppe betrachteten. Die Quellen wurden somit meist aus der Perspektive Außenstehender verfasst und spiegeln deren »Sicht von oben« wider. Dennoch gibt es vor allem in jüngerer Zeit Untersuchungen, die versuchen, Armut aus der Sicht der Betroffenen darzustellen. Bräuer arbeitet in seinem oben erwähnten Werk über Arme in Obersachsen deren Selbstbild[43] sowie ihre Haltung zu Arbeit und Müßiggang[44] und zur Obrigkeit[45] heraus. Weiters werden Fragen wie Ehe- und sonstige Familienformen[46] oder die Haltung zu Sterben und Tod[47] erörtert. Ähnliche Fragestellungen behandelt auch Gerhard Ammerer in seiner Untersuchung über die Vaganten im Österreich des 18. Jahrhunderts[48].

42 Schubert, Arme Leute, Bettler und Gauner (Anm. 12), S. 96 f.
43 Bräuer, Mentalität armer Leute (Anm. 12), S. 207 – 252.
44 Ebd., S. 113 – 160.
45 Ebd., S. 189 – 206 und S. 253 – 290.
46 Ebd., S. 65 – 112.
47 Ebd., S. 161 – 188.
48 Ammerer, Heimat Straße (Anm. 14). – Zu familiären, verwandtschaftlichen und sonstigen Strukturen innerhalb dieser Gruppe sowie die sich aus diesen Gruppenbildungen ergebenden Fragen zu Ehe und eheähnliche Verbindungen, Sexualität und Nachkommenschaft s. S. 262 – 286. Auch persönliche Bedürfnisse wie Ernährung, Kleidung oder Fragen nach

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Betrachtet man diese Vielzahl von Untersuchungen, so muss man feststellen, dass sich darin kaum etwas zur Frage der studentischen Armut findet. In allgemeinen Überblicken über die Geschichte der Armut sucht man die studentischen *pauperes* meist vergebens[49]. Einzelne Arbeiten, die sich mit den Armen in einem zeitlich oder räumlich begrenzten Gebiet beschäftigen, erwähnen arme Studenten und Schüler bestenfalls, ohne sich näher mit ihnen zu befassen: sie finden sich in der Gruppe der Personen, die nur zeitweise unter die Armen einzureihen sind[50], sie dürfen mit der Zustimmung der kommunalen Behörden in der Stadt betteln[51] oder sind auf andere Weise Empfänger von Fürsormß[52]. All diese Arbeiten gehen nicht näher auf die Lebensumstände dieser Gruppe ein.

Einer der wenigen, der sich im Rahmen der allgemeinen Armut näher mit armen Schülern und Studenten befasst, ist Ernst Schubert. In seiner Darstellung der »Fahrenden« im Mittelalter widmet er sich auch den fahrenden Schülern. Er unterscheidet zwischen den *pauperes*, die Studenten (*studentes*) an den Universitäten waren und den fahrenden Schülern (*scholares*), die meist an den städtischen Lateinschulen zu finden waren. Ausführlicher beschäftigt er sich vor allem mit letzterer Gruppe. Diese werden mit den Dichtern der mittelalterlichen Vagantenlyrik gleichgesetzt[53]. Dieser Ansatz ist allerdings nicht unproblematisch.

Im Gegensatz zu den fahrenden Schülern definiert Schubert die *pauperes* an den mittelalterlichen Universitäten ausschließlich als Personen, die über keine Pfründe verfügten, wobei er diese spezielle Bedeutung des Wortes *pauper* aus

Hygiene, Krankheiten und deren Behandlung, die Einstellung zu Sterben und Tod sowie zu Religion und Magie, aber auch die Eigendefinition von Luxusgütern wurden untersucht. Vgl. dazu S. 317 – 378. Zur »Ökonomie der Vagierenden« und den legalen und illegalen Möglichkeiten des Gelderwerbs s. S. 379 – 457.

49 Vgl. beispielsweise Geremek, Geschichte der Armut (Anm. 9); Hippel, Armut, Unterschicht, Randgruppen (Anm. 5) oder Rheinheimer, Arme, Bettler und Vaganten (Anm. 5). – Thomas Raff nennt in seiner kursorischen Aufzählung der Gruppen der Armen im Mittelalter auch die armen Studenten; diese galten deshalb als arm, da sie in der Fremde in einem labilen Rechtsstatus lebten. Vgl. Thomas Raff, Das Bild der Armut im Mittelalter. In: Oexle, Armut im Mittelalter (Anm. 9) 9 – 26, hier S. 10.

50 Fischer, Städtische Armut (Anm. 5), S. 121 bzw. Lassotta, Formen der Armut (Anm. 11), S. 343 – 345. – Auch in der Quellensammlung über Armut im Rheinland findet sich ein Dokument, das u. a. die armen Studenten betrifft. Gemäß der Armenordnung Herzog Wilhelms V. von Jülich-Kleve-Berg aus dem Jahr 1554 durften arme Schüler tagsüber, aber nicht in der Nacht für ihren Lebensunterhalt betteln. Die Bedürftigkeit wurde vom Schulmeister kontrolliert. Vgl. Weinforth, Armut im Rheinland (Anm. 17), S. 87 – 89, v. a. S. 88.

51 Peter Ilisch, Ein Bettlerzeichen der Stadt Münster – Zeugnis für die »offene Armenfürsorge« um 1600. In: Jacobi/Lambacher/Metzdorf/Winzer, Armenfürsorge in Münster (Anm. 24) 160 – 168, hier S. 161 f.

52 Kröger, Armenfürsorge und Wohlfahrtspflege (Anm. 24), S. 53 – 69 sowie S. 100; Fehler, Poor Relief and Protestantism (Anm. 28).

53 Schubert, Fahrendes Volk (Anm. 14), S. 251 – 269 und S. 270 – 275.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

den päpstlichen Supplikenregistern ableitet[54]. Trotz der fehlenden Pfründen stehe der universitäre *pauper* in einem um seine Familie gespannten Beziehungsnetz; zur Untermauerung dieser Behauptung wird auf die zahlreichen an den Universitäten existierenden Stipendienstiftungen verwiesen, die zum Großteil Familienstiftungen waren[55]. Die Behauptung, dass Arme an der Universität die fehlenden Pfründen durch Stiftungsplätze ersetzen konnten, kann bei einer näheren Untersuchung der an den Universitäten bestehenden Stiftungen nicht verifiziert werden. Schubert weist selbst darauf hin, dass diese Stiftungen überwiegend Familienstiftungen waren. Bei einem Großteil der Familienstiftungen war Armut kein maßgebliches Vergabekriterium. Meist wurde die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie oder die Herkunft aus einem bestimmten Ort oder einer bestimmten Region (meist der Heimat des Stifters) gefordert, während die finanzielle Bedürftigkeit nur bei wenigen derartigen Einrichtungen eine Rolle spielte[56]. Selbst wenn diese in den Statuten einer Stiftung vorgeschrieben wurde, muss sie doch in den meisten Fällen relativiert werden: Einerseits gibt es in diesen Stiftbriefen kaum genauere Definitionskriterien für Armut[57], andererseits wurden Stiftplätze vielfach aufgrund der Protektion einflussreicher Personen vergeben und kamen in diesen Fällen meist nicht Mittel- und Beziehungslosen zugute.

Die Zuordnung von Lernenden zu einer Universität oder Schule allein aufgrund der Bezeichnung *studens* oder *scholar*(*is*) ist für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit ebenfalls nicht zulässig, da in den zeitgenössischen Quellen diesbezüglich keine eindeutige Unterscheidung getroffen wurde: Das Wort *studens* strich den Aspekt des Lernens hervor, während *scholar*(*is*) eher die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einer Schule betonte. Beide Begriffe konnten

54 Ebd., S. 257 f.

55 Ebd., S. 259.

56 Vgl. dazu Ulrike Denk, Private Stipendienstiftungen an der Universität Wien. Eine Untersuchung zum Wandel der Stiftungsmotive um 1500. In: Mensch – Wissenschaft – Magie. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 20 (2000) 163 – 180.

57 Eines der wenigen Beispiele für eine genauere Definition von Armut im Kontext einer Stipendienstiftung findet sich an der Universität Wien bei der Stiftung des Bischofs Johann Fabri (1478 – 1541). In den Statuten dieser Stiftung aus dem Jahr 1540 wurde die Armut der Stipendiaten dahingehend interpretiert, dass sie nicht mehr als 30 – 40 fl an jährlichen Einkünften haben durfen. An der Universität Wien dagegen wurden nur jene Studenten als arm angesehen, die nicht über mehr als 10 fl pro Jahr verfügen konnten. Vgl. Ulrike Denk, Das *Collegium trilingue* des Bischofs Johann Fabri. Ein Konzept zur katholischen Reform an der Wiener Universität (ungedr. phil. DA Wien 1998) 46 f. bzw. Statut der Universität über die Kodreien vom 13. Juni 1509. Ediert in: Rudolph Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Bd. 2: Statutenbuch der Universität (Wien 1854, Nachdruck Frankfurt 1969), Nr. 46, S. 312 – 314, hier S. 312 f.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

sowohl auf Besucher einer Universität als auch einer anderen Schule angewandt werden[58].

Auch die Gleichsetzung armen Schüler mit den Vagantendichtern ist nicht unumstritten. Zwar dürfte ein nicht unbeträchtlicher Teil dieser Poeten tatsächlich höhere Bildung an einer Lateinschule oder einer Universität erworben haben, doch können nicht alle als *pauperes* apostrophiert werden. Auch die in den Gedichten behandelten Themen waren wohl nicht immer auf eigene Erfahrungen zurückzuführen[59]. Zuzustimmen ist dagegen Schuberts Ansicht, dass die »Fahrenden« deshalb nicht mit den Studenten gleichzusetzen sind, da studentisches Reisen generell stark zielgerichtet war[60].

Insgesamt dürfte die weitgehende Nichtberücksichtigung der armen Studenten in der allgemeinen Armutsforschung vor allem damit zusammenhängen, dass diese sich in erster Linie mit der primären Armut befasst; die *pauperes* gehörten aber nicht zwangsläufig dieser Gruppe an. Da das Universitätsstudium mit hohen Kosten verbunden war, konnten auch Personen, die in relativ gesicherten Verhältnissen lebten, diese oft nur mit Mühe aufbringen. Deshalb verstanden die Universitäten unter einem *pauper* nicht »in erster Linie den Habenichts, sondern jemanden, dessen Mittel nicht ausreichten, die Kosten des Studiums zu tragen«[61]. In der Definition der Armutsforschung fallen die *pauperes* tendenziell eher in die Gruppe der »Standesarmen« (sekundäre Armut), die – wie bereits erörtert – kaum untersucht wird.

58 Rainer Christoph Schwinges, Die Zulassung zur Universität. In: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Bd. 1: Mittelalter (München 1993) 161 – 180, hier S. 164.

59 Zu den Dichtern der *Carmina Burana* vgl.: Carmina Burana. Die Lieder der Benediktbeurer Handschrift. Zweisprachige Ausgabe mit Anmerkungen und Nachwort von Günter Bernt (München [5]1991) 856 – 860. – Zwar waren einige der in diesem Codex vertretenen Dichter zumindest zeitweise ohne festen Wohnsitz und Einkommen wie beispielsweise Hugo »Primas« von Orléans (gest. um 1160) oder der Archipoeta, doch finden sich auch Personen darunter, die nicht dem Bild der »Vaganten« entsprachen wie Philipp der Kanzler (gest. 1236), der das Amt des Kanzlers der Universität Paris bekleidete, oder Petrus von Blois, der zunächst am Hof Heinrichs II. von England war und später zum Archidiakon von Bath ernannt wurde.

60 Vgl. Stephanie Irrgang, Scholar vagus, goliardus, ioculator. Zur Rezeption des »fahrenden Scholaren« im Mittelalter. In: Jahrbuch für Universitätsgeschichte 6 (2003) 51 – 67, v. a. S. 57 bzw. Jürgen Miethke, Die Studenten unterwegs. In: ders., Studieren an mittelalterlichen Universitäten. Chancen und Risiken. Gesammelte Aufsätze (= Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 19, Leiden 2004) 133 – 155, hier S. 155.

61 Rainer Christoph Schwinges, Der Student in der Universität. In: Rüegg (Hrsg.), Universität in Europa 1 (Anm. 58) 181 – 223, hier S. 194.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

1.1.2. Die *pauperes* in der universitätsgeschichtlichen Forschung

Deutlich mehr Arbeiten zu den *pauperes* gibt es von Seiten der Universitätshistoriker. In allgemeinen Darstellungen werden arme Studenten meist als Nutznießer von Gebührenbefreiungen genannt, die an den Universitäten für Immatrikulation, Vorlesungen, Prüfungen und Graduierungen anfielen[62]. Fallweise finden sie auch als Diener von Universitätsmitgliedern oder reicheren Studenten Erwähnung[63]. In den meisten Fällen finden sich in diesen Arbeiten kaum genauere Untersuchungen zu dieser Personengruppe.

Arbeiten, die sich mit den finanziellen Aspekten von Studium und Universitäten befassen, berücksichtigen die *pauperes* ebenfalls nur in geringem Ausmaß[64], da sie sich hauptsächlich mit der Frage der finanziellen Basis der Universitäten beschäftigen. Auch hier werden die *pauperes* lediglich als jene Studenten erwähnt, deren Eigenmittel nicht für das Studium ausreichten und die daher auf verschiedene Arbeitsmöglichkeiten oder auf einen Platz in einer Stiftung angewiesen waren[65]. Aufgrund ihrer prekären ökonomischen Situation konnten sie nur wenig zur Finanzierung der Universität und ihrer Lehrer bei-

62 Vgl. beispielsweise Jacques Verger, Les universités au Moyen Age (Paris 1973) 173 f.; Schwinges, Student (Anm. 61), S. 193 – 195; Maria Rosa di Simone, Die Zulassung zur Universität. In: Walter Rüegg (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa. Bd. 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (München 1996) 235 – 262, hier S. 235 und 253; Wolfgang E. J. Weber, Geschichte der europäischen Universität (Stuttgart 2002) 25 f. Allerdings liegt der Schwerpunkt letzterer Arbeit weniger auf der »Anstalts-, Professoren- oder Sozialgeschichte«, sondern auf den »Voraussetzungen, Formen und Folgen des Umgangs mit Wissen an der Universität«. Vgl. ebd., S. 7. – Für die Universität Wien s. Rudolph Kink, Geschichte der kaiserlichen Universität zu Wien. Bd. 1: Geschichtliche Darstellung der Entstehung und Entwicklung der Universität bis zur Neuzeit. Sammt urkundlichen Beilagen (Wien 1854, Nachdruck Frankfurt 1969) 31, Anm. 41; Joseph Aschbach, Geschichte der Wiener Universität. Bd. 1: Geschichte der Wiener Universität im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (Wien 1865) 66; Franz Gall, Alma Mater Rudolphina 1365 – 1956. Die Wiener Universität und ihre Studenten (Wien 1965) 116.

63 Beispielsweise bei Georg Kaufmann, Geschichte der deutschen Universitäten II. Entstehung und Entwicklung der deutschen Universitäten bis zum Ausgang des Mittelalters (Stuttgart 1896, Nachdruck Graz 1958) 231 f. bzw. aus jüngerer Zeit Silke Wagener, Pedelle, Mägde und Lakaien. Das Dienstpersonal an der Georg-August-Universität Göttingen 1737 – 1866 (= Göttinger Universitätsschriften. Serie A: Schriften 17, Göttingen 1996) 435 – 442.

64 Vgl. dazu Astrik L. Gabriel (Hrsg.), The Economic and Material Frame of the Medieval Universities (= Texts and Studies in the History of Medieval Education XV, Notre Dame, Indiana 1977); Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Finanzierung von Universität und Wissenschaft in Vergangenheit und Gegenwart (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 6, Basel 2005).

65 Jacques Verger, Le coût des grades: droits et frais d'examen dans les universités du Midi de la France au moyen âge. In: Gabriel, Economic and Material Frame (Anm. 64) 19 – 33, hier S. 19.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tragen, sondern waren im Gegenteil Nutznießer der universitären Armutsprivilegien[66].

Weitere Themen, die zumindest teilweise auch die Frage der *pauperes* berühren, sind Stiftungen, Stipendien und Bursen sowie studentische Alltagsgeschichte.

Allgemeine Abhandlungen zum Stiftungswesen finden sich kaum; meist handelt es sich dabei um Regionalstudien[67]. Die Lebensumstände der armen Studenten, für die diese Stiftungen zumindest teilweise gedacht waren, werden darin meist anhand von normativen Quellen geschildert.

Zu Universitätshäusern und Bursen gibt es ebenfalls verschiedene Arbeiten, die sich mit unterschiedlichen Aspekten dieses Themas befassen; mögliche Fragestellungen sind die Institutionengeschichte[68], sozialgeschichtliche Aspekte[69] oder baugeschichtliche Fragen[70]. Quelleneditionen zur Geschichte der Bur-

66 Vgl. dazu Kurt Mühlberger, Finanzielle Aspekte der Universitätsreform Ferdinands I. In: Schwinges, Finanzierung von Universität und Wissenschaft (Anm. 64) 115–142, hier S. 117 f., 124 und 139 f.

67 Für einen Überblick über die neuere Forschungsliteratur vgl. Bernhard Ebneth, Stipendium und Promotion. Studienförderung vor und nach der Reformation. In: Rainer Christoph Schwinges (Hrsg.), Examen, Titel, Promotion. Akademisches und staatliches Qualifikationswesen vom 13. bis zum 21. Jahrhundert (= Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 7, Basel 2007) 489–533, hier S. 493, Anm. 13.

68 Ein Beispiel dafür ist Götz-Rüdiger Tewes, Die Bursen der Kölner Artisten-Fakultät bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts (= Studien zur Geschichte der Universität zu Köln 13, Köln/Weimar/Wien 1993). Dieses Werk bietet einen Überblick über die Entstehung der Kölner Bursen und ihre innere Organisation; ein zweiter Schwerpunkt liegt auf sozial- und wissenschaftsgeschichtlichen Fragen wie dem Einfluss der Bursen auf den wissenschaftlichen Diskurs, wobei der Autor die personellen Verflechtungen der agierenden Personen aufzuzeigen versucht.

69 Vgl. Rainer Christoph Schwinges, Sozialgeschichtliche Aspekte spätmittelalterlicher Studentenbursen in Deutschland. In: Johann Fried (Hrsg.), Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters (Sigmaringen 1986) 527–564; Kurt Mühlberger, Wiener Studentenbursen und Kodreien im Wandel vom 15. zum 16. Jahrhundert. In: Ders./Thomas Maisel (Hrsg.), Aspekte der Bildungs- und Universitätsgeschichte. 16. bis 19. Jahrhundert (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Universität Wien 7, Wien 1993) 129–190. – Über die Beziehungen zwischen Stadt und Universität vgl. die Beiträge in: Erich Maschke/Jürgen Sydow (Hrsg.), Stadt und Universität im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. 13. Arbeitstagung in Tübingen 8. – 10.11. 1974 (= Stadt in der Geschichte 3, Sigmaringen 1977), v. a. Anna Dorothee von den Brincken, Die Stadt Köln und ihre Hohen Schulen, S. 27–52; Volker Schäfer, »Zu Beförderung der Ehre Gottes und Fortpflanzung der Studien« Bürgerliche Studienstiftungen an der Universität Tübingen zwischen 1477 und 1750, S. 99–111 und Hans Eugen Specker, Das Gymnasium academicum in seiner Bedeutung für die Reichsstadt Ulm, S. 142–160.

70 Tewes, Kölner Bursen (Anm. 68) befasst sich u. a. auch mit der materiellen Basis und den Häusern, die im Besitz der einzelnen Bursen waren. – Für Wien vgl. Richard Perger, Universitätsgebäude und Bursen vor 1623. In: Günther Hamann/Kurt Mühlberger/Franz Skacel (Hrsg.), Das alte Universitätsviertel in Wien, 1385–1985 (= Schriftenreihe des Universitätsarchivs, Universität Wien 2, Wien 1985) 75–102.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

sen wie beispielsweise die Edition der Visitationsprotokolle des Heidelberger Contuberniums, die Einblicke in das Alltagsleben dieser Einrichtungen bieten, sind selten[71].

Werke zur studentischen Alltagsgeschichte beschränkten sich lange Zeit darauf, anekdotenhaft vor allem über das Fehlverhalten von Studenten zu berichten und dies zu verallgemeinern. Dadurch entstand das Bild der rauf- und sauffreudigen Studenten, die lieber den Mädchen nachstellten als über ihren Büchern saßen[72], während neuere Werke dieses Thema doch etwas ausgewogener darstellen[73].

In jüngerer Zeit wurde die Studentengeschichte vermehrt in Form prosopographischer Untersuchungen bearbeitet. Mit Hilfe dieser Untersuchungsmethode werden räumlich und zeitlich definierte Personengruppen, ihre Zusammensetzung sowie die Beziehungen und Interaktionen der einzelnen Mitglieder innerhalb des Verbandes untersucht[74], wobei dieser Personenverband in der Regel nicht primär durch verwandtschaftliche Beziehungen definiert ist[75]. Für die Universitätsgeschichte können damit Aufschlüsse über regionale und soziale Einzugsgebiete der Universitätsbesucher einer oder mehrerer Universitäten sowie über die von ihnen gewählten Studien gewonnen werden. Weiters wird –

71 Gerhard Merkel (Bearb.), Protocollum Contubernii. Visitation und Rechnungsprüfung von 1568 – 1615 (= Libri actorum Universitatis Heidelbergensis, Reihe C, Die Amtsbücher der Kollegien und Bursen, Heidelberg 2000). – Karl Schrauf, Zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens (= Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte V (1895), H. 3) enthält eine Zusammenstellung von Erwähnungen der Wiener Studentenhäuser im 15. Jahrhundert in den Akten der Artistenfakultät.

72 Beispiele dafür sind: Max Bauer, Sittengeschichte des deutschen Studententums (Dresden o. J.); Oskar Dolch, Geschichte des deutschen Studententhums von der Gründung der deutschen Universitäten bis zu den deutschen Freiheitskriegen (Leipzig 1858); C. Beyer, Studentenleben im 17. Jahrhundert. Kulturgeschichtliche Bilder (Schwerin i. M. 1899); Arnold Brügmann, Zucht und Leben der deutschen Studenten (Berlin 1941); Kurt Herbst, Der Student in der Geschichte der Universität Leipzig. Kulturgeschichtliche Streiflichter aus den ersten 500 Jahren der Universität (Leipzig 1961). – Speziell für Wien vgl. Oskar Scheuer, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich unter besonderer Berücksichtigung der Universität Wien von ihrer Gründung bis zur Gegenwart (Wien/Leipzig 1910). – Etwas ausgewogener, wenngleich immer noch mit Schwerpunkt auf studentischem Verhalten außerhalb der Norm sind Friedrich Schulze/Paul Ssymank, Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zum Weltkriege (Leipzig 1910) sowie Wilhelm Bruchmüller, Das deutsche Studententum von seinen Anfängen bis zur Gegenwart (Leipzig/Berlin 1922).

73 Léo Moulin, La vie des étudiants au Moyen Age (Paris 1991). Hier werden v. a. französische und italienische Universitäten behandelt. Arme Studenten werden auch hier in erster Linie als Nutznießer von Gebührenbefreiungen dargestellt.

74 Eckart Henning, Auxilia Historica. Beiträge zu den Historischen Hilfswissenschaften und ihren Wechselbeziehungen (Köln/Weimar/Wien 2000) 125 f.

75 Ebd., S. 119 – 121. Die Untersuchung von Familienverbänden dagegen ist Aufgabe der Sozialgenealogie.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

mit Hilfe zusätzlicher personengeschichtlicher Quellen wie städtischer Bürgerbücher, Pfarrbücher oder Ämterverzeichnissen – der weitere Lebensweg der Studenten nachvollziehbar und es können Netzwerke innerhalb und außerhalb der Universität aufgezeigt werden[76].

Für die Universitäten des Heiligen Römischen Reiches, die aufgrund der günstigen Quellenlage wohl am besten erschlossen sind[77], sind in erster Linie die Arbeiten von Rainer Christoph Schwinges zu nennen. Er widmet sich darin Fragen der regionalen und sozialen Herkunft, den hauptsächlich frequentierten Universitäten, dem Graduierungsverhalten und (soweit eruierbar) dem späteren Lebensweg der Studenten[78]. Im Rahmen dieser Arbeiten beschäftigte er sich immer wieder mit den *pauperes*[79]. Die Untersuchungen von Christoph Fuchs über die Universität Heidelberg[80] oder jene von Achim Link über die Universität Greifswald[81], behandeln ebenfalls die *pauperes.* Vergleichbare prosopographische Untersuchungen gibt es auch für andere Universitäten[82]; arme Studenten werden hier aber wenig oder gar nicht behandelt.

76 Rainer Christoph Schwinges, Resultate und Stand der Universitätsgeschichte des Mittelalters vornehmlich im deutschen Sprachraum. Einige gänzlich subjektive Bemerkungen. In: Mensch – Wissenschaft – Magie. Mitteilungen der österreichischen Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte 20 (2000) 97 – 119, v. a. S. 109 – 116; Rainer A. Müller, Genese, Methode und Tendenzen der allgemeinen deutschen Universitätsgeschichte. Zur Entwicklung einer historischen Spezialdisziplin. In: ebd., S. 181 – 202, v. a. S. 195 – 197.

77 An diesen Universitäten sind die verschiedenen Matrikeln und Geschäftsbücher weitaus geschlossener erhalten als an den Universitäten des übrigen Europa.

78 Hier sind vor allem zu nennen: Rainer Christoph Schwinges, Deutsche Universitätsbesucher im 14. und 15. Jahrhundert. Studien zur Sozialgeschichte des Alten Reiches (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, Abteilung Universitätsgeschichte 123/Beiträge zur Sozial- und Verfassungsgeschichte des Alten Reichs 6, Stuttgart 1986); ders., Student (Anm. 61); ders., Studentische Kleingruppen im späten Mittelalter. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte deutscher Universitäten. In: Herbert Ludat/ ders. (Hrsg.), Politik, Gesellschaft, Geschichtsschreibung. Giessener Festgabe für František Graus zum 60. Geburtstag (= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 18, Köln/Wien/Berlin 1982) 319 – 361; ders., Stiefel, Wams und Studium oder: Wozu hat man einen geistlichen Onkel? Aus Notizen des Kölner Studenten Gerhard von Wieringen aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In: Paul Joachim Heinig/Sigrid Jahns/Hans Joachim Schmidt/ ders./Sabine Wefers (Hrsg.), Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw (= Historische Forschungen 67, Berlin 2000) 543 – 564.

79 Vgl. ebd. sowie ders., Pauperes an deutschen Universitäten des 15. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für historische Forschung 8/3 (1981) 285 – 309.

80 Christoph Fuchs, Dives, pauper, nobilis, magister, frater, clericus. Sozialgeschichtliche Untersuchungen über Heidelberger Universitätsbesucher des Spätmittelalters 1386 – 1450 (= Education and Society in the Middle Ages and Renaissance 5, Leiden/New York/Köln 1995).

81 Achim Link, Auf dem Weg zur Landesuniversität. Studien zur Herkunft spätmittelalterlicher Studenten der Universität Greifswald (1456 – 1524) (= Beiträge zur Geschichte der Universität Greifswald 1, Stuttgart 2000).

82 Für Frankreich v. a. Dominique Julia/Jacques Revel, Les étudiants et leurs études dans la France moderne. In: Dies. (Hrsg.), Les universités européennes du XVI[e] au XVIII[e] siècle.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Die prosopographische Methode ist durch die besondere universitäre Quellenlage bedingt. Die Matrikel und Geschäftsbücher der Universitäten überliefern zwar eine Vielzahl von Namen und einige Grunddaten, bieten aber sonst wenige biographische Informationen. In den Universitätsmatrikeln wurden die Namen, die regionale Herkunft, die Höhe der geleisteten Matrikeltaxe und das Datum der Einschreibung in die Matrikel notiert. Es finden sich meist keinerlei Angaben zu Alter und Familie der Studenten. Auch kann daraus nicht geschlossen werden, welche Vorlesungen besucht wurden und wie lange die Betreffenden an der Universität blieben.

In den Akten der Universität respektive der einzelnen Fakultäten finden sich Informationen über erworbene Grade, erhaltene Zuwendungen und Stipendien oder auch über normverletzendes Verhalten einzelner Studenten. Da das Material zu letzterer Gruppe am reichhaltigsten ist, wurde es für ältere Arbeiten zur Studentengeschichte immer wieder herangezogen, wodurch sich ein verzerrtes Bild ergibt. Die normativen Quellen wie Disziplinarvorschriften oder Statuten ergeben ebenfalls kein realistisches Bild vom Leben der Studenten, da sie eine von den Lehrenden entworfene Idealvorstellung des Studenten widerspiegeln.

Eine genauere Darstellung der Lebensumstände von Studenten kommt daher nicht ohne zusätzliches Quellenmaterial aus. Selbstzeugnisse, die vielfach über Dinge des alltäglichen Lebens Auskunft geben, sind allerdings in dieser Hinsicht meist kaum hilfreich. Der Großteil jener Personen, die Lebenserinnerungen und Autobiographien verfasst hatten, legte den Schwerpunkt in der Regel auf die Zeit nach dem Studium. Auch Selbstzeugnisse von Gelehrten bilden darin keine Ausnahme. Man erfährt meistens nur, an welchen Universitäten und bei welchen Lehrern die Verfasser studiert hatten. Manchmal werden einzelne Anekdoten

Histoire sociale des populations étudiantes. Tome II: France (= Recherches d'histoire et de sciences sociales/Studies in History and the Social Sciences 18, Paris 1989) 25 – 486; Laurence W. B. Brockliss, Patterns of Attendance at the University of Paris, 1400 – 1800. In: ebd., S. 487 – 526. – Für Italien s. Richard L. Kagan, Universities in Italy 1500 – 1700. In: Dominique Julia/Jacques Revel/Roger Chartier (Hrsg.), Les universités européennes du XVI^{e} au XVIII^{e} siècle. Histoire sociale des populations étudiantes. Tome I: Bohême, Espagne, États italiens, Pays germaniques, Pologne, Provinces-Unies (= Recherches d'histoire et de sciences sociales/Studies in History and the Social Sciences 17, Paris 1986) 153 – 186. – Spanien: Richard L. Kagan, Students and Society in Early Modern Spain (Baltimore 1974); Mariano Peset/Maria Fernanda Mancebo, La population des universités espagnoles au XVIII^{e} siècle. In: Julia/Revel/Chartier, Les universités européennes I, S. 187 – 204. –Böhmen: František Šmahel, L'Université de Prague de 1433 à 1622: recrutement géographique, carrières et mobilité sociale des étudiants gradués. In: ebd., S. 65 – 88; Jiři Pešek/David Šaman, Les étudiants de Bohême dans les universités et les académies d'Europe centrale et occidentale entre 1596 et 1620. In: ebd., S. 89 – 111. – Polen: Mariusz Kulczykowski (Red.), Les étudiants – liens sociaux, culture, moers du moyen-âge jusqu'au XIX^{e} siècle. V^{ème} session scientifique internationale Cracovie 28 – 30 Mai 1987 (Warzawa/Kraków 1991).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

aus der Studienzeit berichtet[83], es finden sich aber kaum detaillierte Schilderungen. Lediglich der später in den Diensten der Fugger stehende Jurist Lukas Geizkofler (1550 – 1620) schildert in seiner *Historia* ausführlich seine Studienzeit an den Universitäten Straßburg, Paris (dort war er 1572 Augenzeuge der Ereignisse der Bartholomäusnacht), Dôle und Padua. Der Grund dafür liegt wohl darin, dass Geizkofler seine Lebenserinnerungen anlässlich der geplanten Studienreise seines Sohnes Hans Ludwig Geizkofler nach Italien schrieb und er ihn auf diese Weise über mögliche Schwierigkeiten und Gefahren informieren wollte[84]. Selbstzeugnisse, die während der Studienzeit entstanden, sind vielfach Briefe an Verwandte und mögliche Gönner. Darin wird zwar teilweise recht ausführlich über konkrete Studien- und Lebensumstände berichtet, dennoch ist das darin entworfene Bild meist in hohem Maß idealisiert. Das beherrschende Thema der meisten Briefe war die finanzielle Unterstützung der Studenten durch die Adressaten. Um diese günstig zu stimmen, stellten sich die Schreiber als musterhafte Studenten dar, die in hohem Masse den Idealanforderungen entsprachen. Berichte, die dieses Bild trübten, wurden als verleumderisch und unwahr dargestellt; nicht planmäßiger Studienfortschritt wurde der Missgunst einzelner Lehrer oder ungünstigen Umständen zugeschrieben[85].

83 So schildert beispielsweise der spätere Stralsunder Bürgermeister Bartholomäus Sastrow in seinen Lebenserinnerungen die in seinem Fall äußerst schmerzhaft ausgefallene Deposition, berichtet sonst aber kaum über seine Studienzeit. Vgl. Alexander Heine (Hrsg.), Deutsches Bürgertum und deutscher Adel im 16. Jahrhundert. Lebens-Erinnerungen des Bürgermeisters Bartholomäus Sastrow und des Ritters Hans von Schweinichen (Essen 1984, Neuauflage nach der deutschen Erstausgabe, hrsg. von Max Goos) 55 f. – Auch der Linzer Bürger Christoph Hueber (1523 – 1574) beschränkt sich auf die Nennung seines Studienortes (Wittenberg) und der dortigen Deposition, die in Anwesenheit Martin Luthers und Philipp Melanchthons stattfand. Vgl. Christoph Hueber, Cursus vitae. In: Franz Wilflingseder (Bearb.), Linzer Regesten. Bd. E 2 (Linz 1953) 1 – 11, hier S. 10.

84 Edition der *Historia* in: Manfred Linsbauer, Lukas Geizkofler und seine Selbstbiographie. 2 Bände (ungedr. phil. Diss. Wien 1978). – Zum Leben Geizkoflers und einzelnen thematischen Schwerpunkten der Selbstbiographie vgl. auch Harald Tersch, Österreichische Selbstzeugnisse des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit (1400 – 1650). Eine Darstellung in Einzelbeiträgen (Wien/Köln/Weimar 1998) 404 – 422.

85 Ein Beispiel für derartige Studentenbriefe ist die Sammlung von Briefen der Stipendiaten des von der Stadt Leutschau gestifteten Thursonischen Stipendiums aus den Jahren 1550 bis 1699. Diese sind im Stadtarchiv von Leutschau erhalten und liegen mittlerweile als Edition vor. Vgl. Tünde Katona/Miklós Latzkovits (Hrsg.), Lőcsei stipendiások és literátusok. Külföldi tanulmányutak dokumentumai 1550 – 1699 (= Fontes Rerum Scolasticarum II/1, Szeged 1990). Da die Briefe selbst entweder in deutscher oder lateinischer Sprache verfasst wurden, ist die Edition auch für Personen, die des Ungarischen nicht mächtig sind, verwendbar. – Für eine Auswertung dieser Briefe s. Max Siller, »Lasset sie nur ein wenig leiden, wenn sie nit gelt haben, so studiren sie desto vleissiger!« Briefe von Leutschauer Studenten des 16. und 17. Jahrhunderts. In: Südostdeutsches Archiv XXXVIII/XXXIX (1995/1996) 5 – 31.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Andere Selbstzeugnisse aus der Studienzeit wie Tagebücher und ähnliches sind rar; meist handelt es sich dabei um Zufallsfunde in diversen Archiven. Ein Beispiel dafür ist das Rechnungs- und Notizbuch des Gerhard von Wieringen (geb. 1451), der 1470 – 1473 in Köln studierte. Nach seinem Studium war er Priester und Termineiverwalter der Karmeliter von Düren in Jülich[86]. Auch der Briefcodex des Klosterneuburger Chorherren Andreas Weissenstein ist eine derartige Quelle, in der er unter anderem in kurzen tagebuchartigen Notizen über seine Zeit als Provisor der Kodrei Goldberg berichtet[87].

Was den Untersuchungszeitraum betrifft, so beschäftigt sich der Großteil der Arbeiten zu den *pauperes* mit den Universitäten des Mittelalters. Für die Neuzeit dagegen liegen kaum entsprechende Untersuchungen vor. Eine der wenigen größeren Abhandlungen über arme Studenten in der Neuzeit ist die Untersuchung von Anthony S. La Vopa über arme Studenten und ihre späteren geistlichen Laufbahnen im Deutschland des 18. Jahrhunderts[88]. Allerdings legt er den Schwerpunkt seiner Arbeit weniger auf die Universitäten selbst als auf die außeruniversitären Beziehungen dieser Studenten. Die verschiedenen Möglichkeiten von Förderung und Patronage nehmen hier breiten Raum ein. Außerdem zeigt er anhand aufklärerischer Literatur, wie die (gelehrte) Gesellschaft das Phänomen der studentischen Armut sah. Dagegen findet sich keine Definition dieser Personengruppe; der Begriff »poor student« wird als fixe Größe eingeführt und verwendet. Ebenso wenig wird über die konkrete Studiensituation dieser Personengruppe berichtet.

Insgesamt kann zur vorhandenen Forschungsliteratur gesagt werden, dass die *pauperes* vor allem für das Mittelalter quantitativ gut erschlossen sind, es aber noch vergleichsweise wenige Arbeiten gibt, die sich mit ihren näheren Lebensumständen vor allem während des Studiums befassen. Dies liegt in erster Linie an der oben geschilderten Quellenlage, die bereits Karl Schrauf 1895 in seiner Untersuchung der Wiener Studentenhäuser beklagt hatte:

> *Leider geben uns jedoch die Matrikeln nur Namen und Zahlen, während man doch so gerne etwas Genaueres über das Treiben jener höchst merkwürdigen, bildungsbedürftigen und dabei hungernden oder von der Mildthätigkeit frommer Stiftungen lebenden Studenten erfahren möchte, die ihren Eintritt in die Universität damit feierten, dass sie die Inskriptions-Taxe von wenigen Groschen schuldig blieben, die durch Schreibarbeit oder gewöhnlichen Bettel ihr Leben fristeten und vor jedem Examen um Befreiung von den vorgeschriebenen Gebühren bitten mussten. Ein deutliches Bild dieses socialen*

86 Vgl. Schwinges, Stiefel, Wams und Studium (Anm. 78).

87 Vgl. StAKl, Hs. 36, *Codex epistolaris Andreas Weissenstein.*

88 Anthony S. La Vopa, Talent, Grace and Merit. Poor students, clerical careers, and professional ideology in eighteenth-century Germany (Cambridge/New York/New Rochelle/Melbourne/Sydney 1988).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Elends an den mittelalterlichen Hochschulen wird sich kaum jemals zeichnen lassen […][89].

Die pessimistische Einschätzung Schraufs, dass die historische Forschung die Lebensumstände armer Studenten mangels geeigneter Quellen nicht genauer untersuchen könne, konnte zwar mittlerweile durch etliche der oben zitierten Arbeiten teilweise widerlegt werden, doch muss man ihm recht geben, dass das Bild zumeist unscharf bleibt. Die oben genannten Arbeiten informieren über die Zahl, Herkunft und Studienverhalten der *pauperes*, konkrete Lebenswege und vor allem die Lebensumstände während des Studiums bleiben zumeist im Dunkeln.

1.1.3. Literatur zur Kodrei Goldberg

Ist die Forschungsliteratur zu armen Studenten im Allgemeinen recht umfangreich, so findet sich dagegen kaum Literatur zur Geschichte der Kodrei Goldberg im Speziellen. Hier wären zunächst die zeitgenössischen Beschreibungen der Stiftung in den Jahrbüchern der Universität Wien zu nennen. Diese informieren über den jeweils aktuellen Superintendenten sowie über die von den Kandidaten geforderten Aufnahmekriterien. Weiters wird sie in einigen Überblickswerken zu Stiftungen und Stipendien erwähnt. Anton von Geusau bietet in seiner Geschichte der Wiener Stiftungen neben der Darstellung des aktuellen Zustands auch einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung[90]; diese deckt sich allerdings in vielen Punkten nicht mit der quellenmäßigen Überlieferung. Johann Nepomuk von Savageri[91] und Carl Ferdinand Mautner Ritter von Markhof[92] beziehen sich in ihren Darstellungen auf Geusau. Eine Edition des Stiftbriefes aus dem Jahr 1735 wurde von Karl Schrauf in seiner Gesamtedition der Stiftbriefe der an der Universität Wien bestehenden Stiftungen besorgt[93]. In seinem Aufsatz über die Wiener Studentenhäuser behandelt Schrauf auch die

89 Schrauf, Studentenhäuser (Anm. 71), S. 1.

90 Anton Reichsritter von Geusau, Geschichte der Stiftungen, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Wien, von den ältesten Zeiten bis auf gegenwärtiges Jahr. Aus echten Urkunden und Nachrichten (Wien 1803) 123 – 126.

91 Johann Nepomuk Edler von Savageri, Chronologisch-geschichtliche Sammlung aller bestehenden Stiftungen, Institute, öffentlichen Erziehungs- und Unterrichts-Anstalten der k.k. österreichischen Monarchie mit Ausnahme von Italien in der faßlichen Kürze und nach ihrem wesentlichen Inhalte, von den ältesten Zeiten bis auf gegenwärtiges Jahr. Bd. 1 (Brünn 1832) 171 – 173.

92 Carl Ferdinand Mautner Ritter von Markhof, Die Wiener Stiftungen. Ein Handbuch (Wien 1895) 605 f.

93 Karl Schrauf, Die Stiftbriefe der an der k. k. Universität bestehenden Stipendien-Stiftungen (Wien 1895) Goldbergstiftung.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Kodreien und gibt eine Zusammenstellung von Erwähnungen dieser Häuser im 14. und 15. Jahrhundert – unter anderen auch der Kodrei Goldberg – in den Akten der Artistenfakultät[94]. In den allgemeinen Überblicken zur Geschichte der Universität Wien wird der Goldberg meist nur kurz erwähnt. Mehrere Nennungen finden sich bei Anton von Rosas, der in seinem mehrbändigen Werk Zusammenfassungen von Quellen zur Geschichte der Wiener Universität im Allgemeinen und der Medizinischen Fakultät im Besonderen bringt. Allerdings handelt es sich dabei um eine reine Quellenkompilation ohne fachliche Auswertung oder Erläuterungen[95]. Rudolf Kink erwähnt den Goldberg nur anlässlich der Bestimmungen der *Sanctio pragmatica* von 1623, aufgrund derer die Jesuiten der Kodrei als Ersatz für das ursprüngliche Gebäude, das sie gemeinsam mit anderen Universitätshäusern erhalten hatten, ein neues Haus zur Verfügung stellen mussten. Allgemein wird der Unterschied zwischen Bursen und Kodreien erläutert[96]. In Arthur Goldmanns Überblick über die Universität Wien, der sich auf die Organisation der Gesamtuniversität und der Fakultäten beschränkt, werden Bursen und ähnliche Einrichtungen nicht berücksichtigt[97]. Eine ausführlichere, allerdings fehlerhafte Darstellung des Goldbergs findet sich in der Universitätsgeschichte von Joseph von Aschbach. Er schildert den Goldberg als Einrichtung für vierzig arme Studenten, die hier vor allem die lateinische Sprache erlernen sollten. Nach der Übertragung der Fabrischen Stiftung in den Goldberg diente sie ausschließlich der Unterstützung von Theologiestudenten. Nach der Berufung der Jesuiten nach Wien wurde der Goldberg mit Zustimmung der Niederösterreichischen Regierung vom Orden übernommen; Nikolaus Lanoy war eine Zeitlang ihr Vorsteher. Später wurde sie in die Singerstraße transferiert[98]. Diese Behauptungen, die sich auch in späterer Literatur finden[99], können durch die Quellenlage nicht bestätigt werden. Weder die in den Beschreibungen des 19. Jahrhunderts enthaltenen Darstellungen des Goldbergs

94 Ders., Studentenhäuser (Anm. 71), v. a. S. 32 f. bzw. S. 18.

95 Anton Edler von Rosas, Kurzgefasste Geschichte der Wiener Hochschule im Allgemeinen und der medicinischen Fakultät derselben insbesondere. Zweiter Teil, erste Abteilung (Wien 1844) 7, 10, 14; ebd., Zweiter Teil, zweite Abteilung (Wien 1846) 7, 48; ebd., Dritter Teil, zweite Abteilung (Wien 1849) 55.

96 Kink, Kaiserliche Universität (Anm. 62), S. 37 bzw. S. 365, Anm. 480.

97 Arthur Goldmann, Die Wiener Universität 1519–1740 (= Separatabdruck aus Bd. VI der »Geschichte der Stadt Wien«, hrsg. vom Alterthumsvereine zu Wien, Wien 1917).

98 Aschbach, Wiener Universität 1 (Anm. 62), S. 201 bzw. 3, S. 55 f. und 99.

99 Diesbezügliche Erwähnungen finden sich beispielsweise bei Siegfried Wintermayr, Die Beziehungen des Stiftes Klosterneuburg zur Wiener Universität. In: Ders. (Hrsg), St. Leopold. Festschrift des Augustiner Chorherrenstiftes Klosterneuburg zur 800jährigen Gedenkfeier des Todes des Heiligen (Klosterneuburg 1936) 181–239, hier S. 197; Wolfgang Jöchlinger, Andreas Weissenstein, erwählter Propst von Klosterneuburg, und sein Kampf gegen das Staatskirchentum. In: Jahrbuch des Stiftes Klosterneuburg, N. F. 6 (1966) 7–135, hier S. 21; Tersch, Selbstzeugnisse (Anm. 84), S. 505.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

noch der von Schrauf edierte Stiftbrief überliefern die Transferierung der Fabrischen Stiftung in den Goldberg oder eine Einschränkung der Stipendiaten auf Studenten der Theologischen Fakultät. Auch befand sich das Goldberghaus nicht in der Singerstrasse, sondern ursprünglich am Fleischmarkt und ab 1654 in der Johannesgasse. Aschbach vermengt hier offenbar die Stiftung mit der Bibliothek Fabris, die dieser testamentarisch der Stiftung vermacht hatte. Die von Fabri als *Collegium trilingue* bezeichnete Stiftung war für zwölf bis dreizehn Studenten aus Leutkirch im Allgäu (der Heimatstadt Fabris) oder aus Wien gedacht. Die Stiftplätze wurden bis zu sieben Jahre vergeben; in dieser Zeit sollten die Stipendiaten das Magisterium der *artes* erlangen und eventuell ein Studium an einer höheren Fakultät beginnen[100], aber vor allem im gegenreformatorischen Sinn geschult werden[101]. Als Stiftungshaus diente das ehemalige St. Nikolaus-Kloster in der Singerstraße[102]. In seinem Testament setzte Fabri die Stiftung zur Universalerbin ein und vermachte ihr unter anderem seine Bibliothek[103]. Die Stiftung bestand nur einige Jahre als eigenständige Einrichtung und wurde 1545 in Form von fünf Stiftplätzen in die Bruckburse transferiert[104]. Die Bibliothek dagegen kam teilweise in den Goldberg[105]. Möglicherweise lässt sich die Behauptung, dass der Goldberg nur für Theologiestudenten gedacht war, auch auf die mit dem Goldberg verbundene Weinbergerische Stipendienstiftung zurückführen. Diese war für acht Studenten der Theologie gedacht (s. S.203 ff.). Die anlässlich der Sechshundertjahrfeier der Universitätsgründung erschienene Darstellung von Franz Gall erwähnt im Rahmen der allgemeinen Erläuterungen zu den studentischen Wohnformen auch den Goldberg als Beispiel für eine Kodrei. Weiters wird das Goldberghaus als Standort des Truppenspitals für das akademische Aufgebot von 1741 erwähnt[106]. Schließlich wären noch zwei neuere Aufsätze von Kurt Mühlberger und Richard Perger zu erwähnen. Die erste Arbeit befasst sich vor allem mit den sozialgeschichtlichen Aspekten studentischer Wohngemeinschaften und bietet einen Überblick über die in Wien aktenkundig gewordenen Bursen und Kodreien[107]; der zweite Auf-

100 Denk, *Collegium trilingue* (Anm. 57), S. 46 – 49.

101 Ebd., S. 39 f. – Aus diesem Grund findet sich in den von Fabri entworfenen Statuten eine umfangreiche Gebetsordnung; vgl. ebd., S. 60 – 68.

102 Ebd., S. 37 und S. 43 – 45.

103 Ebd., S. 56 und S. 126 (Teiledition des Testaments Fabris, in dem er über die Bibliothek bestimmt). – Die Bibliothek Fabris war mit mindestens 5.000 Titeln eine der größten damaligen Privatbibliotheken Wiens. Vgl. auch Alphons Lhotsky, Die Bibliothek des Bischofs von Wien, Dr. Johannes Fabri (1530 – 1541). In: Aufsätze und Vorträge, Bd. III: Historiographie, Quellenkunde, Wissenschaftsgeschichte (Wien 1972) 228 – 241.

104 Denk, *Collegium trilingue* (Anm. 57), S. 98 f.

105 UAW, Akten des Universitätskonsistoriums, CA 2.1.3600 (Fasz. II, Lit. G, Nr. 11 ad 1), Bericht über die Goldbergstiftung vom 29. Oktober 1733.

106 Gall, Alma Mater (Anm. 62), S. 119 – 123 und S. 147.

107 Mühlberger, Studentenbursen und Kodreien (Anm. 69).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

satz beschäftigt sich mit der Baugeschichte der bis 1623 dokumentierten Universitätsgebäude[108].

1.2. Quellen zur Kodrei Goldberg

Auch wenn – wie oben erwähnt – die Quellenlage für das studentische Leben generell eher spärlich ist, gibt es doch gerade für die Kodrei Goldberg sehr umfangreiches Quellenmaterial. Der Großteil dieser Quellen befindet sich im Archiv der Universität Wien. An erster Stelle ist ein umfangreicher Teilbestand des sogenannten »Alten Universitätsarchivs« zu nennen[109]. Der überwiegende Teil dieser den Goldberg betreffenden Akten stammt aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Ältere Stücke wie die Übernahmeurkunde für das Goldberghaus am alten Fleischmarkt durch die Magistri des Herzogskollegs aus dem Jahr 1473 finden sich nur wenige. Dennoch ist dieser Bestand für die Entstehung der Kodrei und ihrer Entwicklung bis 1622 von Bedeutung, da darin zahlreiche Aktenabschriften enthalten sind. Diese wurden hauptsächlich im 18. Jahrhundert im Zuge der Universitätsreform unter Maria Theresia angefertigt. In diesem Zusammenhang wurden auch die Stiftungen genau untersucht. Den dabei entstandenen Berichten wurden Abschriften älterer Dokumente beigelegt, die heute nicht mehr im Original erhalten sind. Diese behandeln Fragen der Finanzen und der sonstigen Administration. Aus diesem Bestand konnte für die vorliegende Untersuchung ein Großteil der namentlich bekannten Amtsträger des Goldbergs ermittelt werden. Zu den Lebensumständen der Studenten gibt es zwar vergleichsweise wenige Stücke[110], doch kann anhand der darin enthaltenen Informationen ein erster Überblick über die speziellen Lebensumstände in einer Kodrei gewonnen werden. Namen von Studenten finden sich nur wenige.

108 Perger, Universitätsgebäude und Bursen (Anm. 70).

109 UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. XX, Goldberg (enthält Nr. 1 – 245).

110 Ebd., Lad. XX, Nr. 110, undatierter Bericht des Superintendenten Michael Spitaller über den Goldberg von ca. 1564; Lad. XX, Nr. 111, undatierter Bericht der Universität über den Goldberg von circa 1564; Lad. XX, Nr. 15, undatierter Bericht von ca. 1564 als Beilage zu Steuerbefreiungsurkunde vom 28. April 1654. Diese Stücke zeigen die Situation des Goldbergs um 1564. – Lad. XX, Nr. 139, undatierter Bericht über den Goldberg von ca. 1653/56 gibt einen Überblick über die Geschichte der Kodrei von ihrer Entstehung bis zum Zeitpunkt der Berichterstellung. – Außerdem können auch verschiedenen Statuten und Instruktionen Informationen zu den Studenten entnommen werden, z. B. Lad. XX, Nr. 119, Statuten und Instruktion für den Provisor und Hausmeister des Goldberghauses von 1740; Lad. XX, Nr. 120, undatierte Instruktion für den Hausmeister des Goldberghauses von ca. 1740; Lad. XX, Nr. 122, Speiseordung als Beilage zu undatiertem Berichtskonzept über den Goldberg von ca. 1739/40; Lad. XX, Nr. 123, undatierter Stundenplan für Schul-, Sonn-, Feier- und Rekreationstage.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Der Großteil der namentlich bekannten Scholaren des Goldbergs wurde anhand der Einträge in der Hauptmatrikel eruiert. Die Rektoratsmatrikel der Universität Wien ist für den Zeitraum von 1377 bis 1777 nahezu vollständig erhalten und stellt die bedeutendste Quelle zur Personengeschichte der Universität Wien dar[111]. Anfänglich wurde sie von den Rektoren selbst geführt; ab dem 16. Jahrhundert wurden die Einträge zunehmend von Schreibern vorgenommen. Die Matrikeln waren zunächst reine Gebrauchshandschriften ohne besondere künstlerische Ausgestaltung. Ab dem 17. Jahrhundert wurden sie immer aufwändiger gestaltet. Die Rektoren ließen Schmuckblätter anfertigen, die ihre Namen, ihr Wappen sowie Angaben zur Amtsperiode und allegorische Darstellungen zeigten[112]. Diese Rektorsblätter wurden in die Matrikel eingeklebt oder -gebunden. Neben den Namen der Universitätsangehörigen enthielten die Hauptmatrikeln zunehmend auch sogenannte *memorabilia.* Darunter versteht man die Aufzeichnung wichtiger Ereignisse wie bedeutende militärische Erfolge und sonstige politische Gegebenheiten, Hochzeiten oder Todesfälle im Kaiserhaus und ähnliches. Außerdem wurden für die Universität wichtige Akten in Abschrift eingefügt und viele Rektoren führten eine Chronik über ihre Amtszeit.

Da teilweise bei der Immatrikulation neben Namen, Herkunft und Matrikeltaxe auch die Burse oder Kodrei angegeben wurde, in der der jeweilige Student lebte, konnten aus der Matrikel 82 Personen ermittelt werden, die zum Zeitpunkt der Eintragung in der Kodrei Goldberg lebten. Die Matrikel der Fakultäten und akademischen Nationen wurden dagegen nicht herangezogen, da sie deutlich lückenhafter geführt wurden als die Rektoratsmatrikel. Dies kann vor allem mit den extra dafür zu entrichtenden Taxen begründet werden[113]. Bezüglich der Namen, die aus anderen Quellen bekannt waren, wurde überprüft, ob die betreffenden Personen immatrikuliert waren. Die in der Hauptmatrikel ermittelten Namen stellen selbstverständlich nicht die Gesamtheit der Bewohner des Goldbergs dar.

Auf Basis der aus der Matrikel gewonnenen Namen konnten die Akten der Artisten- und Medizinischen Fakultät ausgewertet werden. In erster Linie wurden die Akten der Artistenfakultät[114] herangezogen, da die Bewohner des

111 Kurt Mühlberger, Universitätsangehörige und Stadt in der frühen Neuzeit. Quellen und Forschungen am Beispiel Wiens. In: Peter Csendes/Johannes Seidl (Hrsg.), Stadt und Prosopographie. Zur quellenmäßigen Erforschung von Personen und sozialen Gruppen in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit (Linz 2002) 91 – 108, hier S. 101 – 103.

112 MUW VII, S. VIf.; MUW VIII, S. VIf. – Nur wenige Rektorsblätter wurden von namhaften Künstlern gefertigt. Die bekanntesten Namen sind Anton Ospel (1677 – 1756), der das Rektorsblatt für 1719 anfertigte und Johann Ferdinand von Hohenberg (1732 – 1816), der jenes für das Studienjahr 1754/55 schuf. Beide waren später vor allem als Architekten tätig. – Zu Ospel und Hohenberg vgl. Thieme/Becker 17 (1924) und 26 (1932).

113 Mühlberger, Universitätsangehörige und Stadt (Anm. 111), S. 103.

114 Es wurden AFA III – V für den Zeitraum von etwa 1470 bis 1650 ausgewertet.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Goldbergs zum überwiegenden Teil an dieser Fakultät vertreten waren. Die Akten der Medizinischen Fakultät[115] wurden vor allem in Hinblick auf die Amtsträger durchgesehen, die meist Angehörige dieser Fakultät waren. Die Akten der Theologischen Fakultät dagegen wurden nicht berücksichtigt, da aus den übrigen Quellen so gut wie keine Theologen bekannt waren, die Amtsträger oder Scholaren des Goldbergs waren. Für die Juridische Fakultät gibt es keine vergleichbaren geschlossene Reihe von Geschäftsbüchern; außerdem gilt hier ähnliches wie für die Theologische Fakultät. In den Fakultätsakten finden sich in erster Linie Informationen über allfällige Graduierungen von Studenten des Goldbergs. Außerdem gibt es vereinzelte Ansuchen von Studenten um Aufnahme in die Kodrei oder um allgemeine finanzielle Unterstützung des Goldbergs durch die Fakultät. In Hinsicht auf die Amtsträger konnten aus den Akten der Artistenfakultät zusätzliche Namen gewonnen werden. Diese betrafen vor allem die Zeit bis zum 16. Jahrhundert. Ab dieser Zeit sind die Namen der Superintendenten vor allem im bereits erwähnten Bestand Goldberg überliefert. Dennoch gibt es gerade für die Frühzeit noch einige Lücken, die nicht geschlossen werden konnten[116].

Im Bestand Konsistorialakten finden sich weitere Schriftstücke, die die Kodrei Goldberg betreffen. Ab dem 16. Jahrhundert war das Konsistorium das zentrale Entscheidungsgremium der Universität. Ihm gehörten der Rektor, der kaiserliche Superintendent als Vertreter des Landesfürsten und der Universitätskanzler als Vertreter des Wiener Bischofs als *proceres* (Vornehme) an. Zusätzlich waren die Dekane der vier Fakultäten und die Prokuratoren der vier akademischen Nationen darin vertreten. Ab 1623 erhielt auch der Rektor des Jesuitenkollegs einen Sitz im Konsistorium[117]. Das sehr umfangreiche Schriftgut dieser Universitätsbehörde ist in verschiedene Untergruppierungen gegliedert. Neben einem allgemeinen Bestand (*Universitätssachen in genere*) enthalten die Konsistorialakten Schriftstücke zur Universitätskirche, zu den allgemeinen

115 Die Akten der Medizinischen Fakultät liegen bis 1724 in einer Edition von Karl Schrauf und Leopold Senfelder vor, die für die Auswertung herangezogen wurde. Vgl. AFM II – VI.

116 So kann man zwar davon ausgehen, dass die ersten namentlich bekannten Konventoren Johannes Aldeholz (bis 1469), Udalrich Schrotenlauer (ab 1469), Marcus Heupel (ab 1470) und Christian Stengel (ab 1473) aufeinander folgten, doch der nächste namentlich bekannte Konventor ist Johannes Schwarz, der ab 1505 Konventor war. Aufgrund des sonstigen raschen Wechsels im Amt des Konventors und durch Vergleich mit anderen Bursen und Kodreien ist es unwahrscheinlich, dass Christian Stengel dieses Amt fast dreißig Jahre lang ausübte. Auch zwischen dem ab 1510 amtierenden Marcus Rustinimicus und dem 1526 erwähnten Johannes Rosner gab es vermutlich noch mehrere nicht bekannte Konventoren. Vgl. AFA III, fol. 199r, fol. 203r, fol. 234v; AFA IV, fol. 41v, fol. 71r, fol. 144v.

117 Vgl. Ulrike Denk, Schulwesen und Universität. In: Peter Csendes/Ferdinand Opll (Hrsg.), Wien. Geschichte einer Stadt. Bd. 2: Die frühneuzeitliche Residenz (16. bis 18. Jahrhundert), hrsg. von Karl Vocelka/Anita Traninger (Wien/Köln/Weimar 2003) 365 – 421, hier S. 372 und S. 381 f.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Studienangelegenheiten und zum Haus- und Grundbesitz der Universität. Weiters finden sich hier Materialien zu Stiftungen und Stipendien, die sowohl die Stiftungssachen im Allgemeinen als auch einzelne Stiftungen betreffen. Ein weiterer Teilbestand sind die Parteisachen, die Akten zur universitären Gerichtsbarkeit enthalten. Diese dokumentieren vor allem den Verlauf von Rechtsstreitigkeiten; die Gerichtsprotokolle selbst sind hier nicht enthalten. Schließlich gibt es neben einigen Teilbeständen, die vor allem das 19. Jahrhundert betreffen, den für die Personengeschichte sehr ergiebigen Bestand der Verlassenschaftsakten. In Hinblick auf den Goldberg findet sich bei den Konsistorialakten der Schriftverkehr der Superintendenten des Goldbergs mit der Universität und der Niederösterreichischen Regierung. Allerdings ist die Überlieferung für das 16. und 17. Jahrhundert deutlich geringer als jene für das 18. und 19. Jahrhundert. Wichtige Aktenstücke dieses Teilbestandes zum Goldberg im Allgemeinen sind die älteste erhaltene Hausordnung der Kodrei aus den Jahren 1555 und 1590[118] sowie ein Bericht über ihre Entstehung und Geschichte[119]. Weiters finden sich verschiedene landesfürstliche Dekrete zur Regelung des Bettelwesens in Wien, die auch den Goldberg betreffen. Zu Einzelpersonen konnten teilweise ergänzende Daten in den Verlassenschaftsabhandlungen (dies betraf in erster Linie die Amtsträger) sowie vereinzelt im Unterbestand Parteisachen gefunden werden.

Zusätzlich wurden Berichte über Visitationen der Bursen und Stiftungen herangezogen[120]. Problematisch erweist sich dabei die Tatsache, dass die Kodrei Goldberg in fast allen Berichten fehlt[121]. In den Berichten, in denen sie erwähnt

118 UAW, Akten des Universitätskonsistoriums, CA 2.1.3589 (Fasz. II, Lit G, Nr. 1), Konstitutionen für den Goldberg von 1555.

119 Ebd., CA 2.1.3600 (Fasz. II, Lit. G, Nr. 11 ad 1), Bericht über die Goldbergstiftung vom 29. Oktober 1733. Dieser Bericht basiert zumindest teilweise auf UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. XX, Nr. 139, undatierter Bericht über den Goldberg von ca. 1653/54. Allerdings sind beide Berichte mit Vorsicht zu beurteilen, da die Angaben darin teilweise der Aussage anderer Quellenstücke widersprechen, beispielsweise bei der Datierung von Amtsperioden.

120 Für das 16. Jahrhundert sind Berichte aus den Jahren 1528 (UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. XXXIX, Nr. 37, Visitationsberichte für das Herzogskolleg und die Bursen von 1536 [?], fol. 23r – 28r), 1536/37 (ebd., fol. 1r – 8r, 11r – 13r und 15r – 22v), 1538 (Lad. XXXIX, Nr. 45, Beschreibung der Stiftungen und Benefizien von 1576, fol. 7v – 18r), 1560 (AFA V, fol. 14v – 15r), 1571 (UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. I, Nr. 69, Visitationsbericht der Bursen und Stiftungen von 1571, fol. 1r – 6r), 1573 (AFA V, fol. 339v – 344v), 1576 (UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. XXXIX, Nr. 45, fol. 1r – 21v), 1588 (AFA V, fol. 205r – 206r) und vermutlich 1599 (UAW, Geschäftsbücher, Cod. R 7, Kopialbuch der Universität von circa 1630, fol. 3r – 34r) überliefert. Für das 17. Jahrhundert gibt es Berichte aus den Jahren 1602 (ebd., fol. 34v – 38r) und 1615 (AVA, StHK Teil 1, Sign. 4 Univ. Wien in gen., K. 10, Vermögensstand der Bursen von 1615, fol. 37r – 73v).

121 In den oben erwähnten Berichten findet sich lediglich für 1560 eine eigene Erwähnung des Goldbergs. Vgl. AVA V, fol. 15r. – 1571 wurde bei der Visitation der Lammburse erwähnt, dass für einen der dort lebenden Studenten drei Bettelknaben (Mendikanten) aus dem

© V&R unipress GmbH, Göttingen

wird, finden sich meist nur kurze Angaben, die sich vor allem auf die Amtsträger und die Finanzen beziehen[122].

Dieses Material wurde durch weitere Quellen in anderen Archiven ergänzt. Im Allgemeinen Verwaltungsarchiv (AVA) gibt es im Bestand Studienhofkommission einen eigenen Faszikel über die Goldbergstiftung[123]. Dieser betrifft allerdings nur das 18. Jahrhundert und besteht im Wesentlichen aus einem Vortrag aus dem Jahr 1785. Darin wurde anlässlich der Umwandlung des Alumnats in ein Geldstipendium über die Entwicklung der Stiftung referiert. Unter dem Betreff der Universität Wien findet sich einer der bereits oben erwähnten Visitationsberichte (s. Anm. 122) sowie Berichte über die Kodrei aus den Jahren 1617[124] und 1688[125]. Außerdem enthält dieser Teilbestand diverse Urkundenabschriften, deren Originale im Universitätsarchiv erhalten und teilweise in Rudolf Kinks Statutenbuch der Universität Wien ediert sind.

Im Wiener Stadt- und Landesarchiv findet sich einerseits Material zu den *pauperes* im Allgemeinen wie einige zusätzliche Patente und Verordnungen bezüglich des Bettelwesens in Wien, darunter ein Konsistorialdekret, das den Studenten das Betteln in der Stadt nur mit einem von der Universität ausgestellten Bettelbrief gestattete[126]. Im Bestand des Bürgerspitals sind für die Jahre 1665 bis 1680 Verhörprotokolle von angeblichen Studenten erhalten, die beim unbefugten Betteln in der Stadt aufgegriffen wurden[127]. Für den Goldberg im Speziellen konnten den Grundbüchern einige Angaben zur Übertragung des Hauses an das Herzogskolleg entnommen werden[128].

Schließlich ist noch der Briefcodex des Klosterneuburger Chorherren Andreas Weissenstein (ca. 1565 – 1609) zu nennen. Dieser war von 1589 bis 1590/91 Provisor des Goldbergs und hat in seinem Briefcodex neben Konzepten für

Goldberg Almosen sammelten. S. UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. I, Nr. 69, Visitationsbericht der Bursen und Stiftungen von 1571, fol. 3v.

122 1536 und 1538 werden nur die Benefiziaten der Messstiftung erwähnt. Vgl. UAW, Altes Universitätsarchiv, Lad. XXXIX, Nr. 37, Visitationsberichte für das Herzogskolleg und die Bursen von 1536 [?], fol. 24v und Lad. XXXIX, Nr. 45, Beschreibung der Stiftungen und Benefizien von 1576, fol. 17v. – Bei der Ermittlung des Vermögensstandes der Bursen von 1615 wurden der Superintendent und der Provisor sowie die beim Goldberg bestehenden Stiftungen genannt. Namen von Studenten finden sich nicht. Vgl. AVA, StHK Teil 1, Sign. 4 Univ. Wien in gen., K. 10, Vermögensstand der Bursen von 1615, fol. 70r-v.

123 AVA, StHK Stipendien und Stiftungen Sign. 26 Schlesien und Niederösterreich, Goldbergsche Stiftung 1776 – 1787.

124 Ebd., StHK Teil 1, Sign. 4, Univ. Wien in gen., K. 8, fol. 263v – 264r und 274r.

125 Ebd., StHK Teil 1, Sign. 4 Univ. Wien in gen., K. 10, fol. 87v – 88v.

126 WStLA, Patente, 3.6.A1.17.Jh..687, Konsistorialdekret vom 20. September 1678.

127 Ebd., Bestand Bürgerspital 1.7.1.B8 Pfründner- bzw. Aufnahmebücher Bd. 17.

128 Ebd., Grundbuch 1/7, fol. 37r und 51r; Grundbuch 1/2a, Dienstbuch 1753 – 1880, fol. 119v; Grundbuch 104/1 (Grundbuch der Universität Wien), pag. 95. In letzterem finden sich Verweise auf andere Grundbücher der Universität, die allerdings weder im Wiener Stadt- und Landesarchiv noch im Archiv der Universität Wien erhalten sind.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Statuten, Unterrichtsplänen und Zeugnissen auch kurze tagebuchähnliche Notizen über seine Amtszeit hinterlassen[129]. Diese Notizen geben einen einzigartigen Einblick in das tägliche Leben in der Kodrei gegen Ende des 16. Jahrhunderts und zeigen, dass die Scholaren zumindest in dieser Zeit geregelten Unterricht erhielten. Zusätzlich konnten daraus die Namen weiterer Schüler ermittelt werden.

Da die hier genannten Quellen zumindest in Auszügen zitiert werden, sollen zum Abschluss die Richtlinien für die Wiedergabe dieser Texte genannt werden. Im Wesentlichen orientieren sie sich an den von Johannes Schultze festgelegten Richtlinien[130]. Die Texte wurden nicht buchstabengetreu wiedergegeben, sondern einer leichten Normalisierung unterzogen, die die Lesbarkeit erleichtern soll. Die Interpunktion wurde – soweit möglich – nach heutigen Regeln gesetzt. Es wird gemäßigte Kleinschreibung verwendet; die Großschreibung von Wörtern wurde in folgenden Fällen verwendet: am Satzanfang, bei Eigennamen von Personen, Orten, Ländern und Institutionen, bei Monats- und Festnamen, bei Titeln und Anreden sowie bei der Nennung des Namens Gottes. Die Buchstaben »u« und »v« sowie »i« und »j« wurden nach dem Lautwert unterschieden. Dagegen wurde »w« im Diphthong beibehalten. Der Buchstabe »y« in der Bedeutung von »ii« wurde als »ii« wiedergegeben. Gängige Kürzungen wurden stillschweigend aufgelöst, während einige Kürzungen wie beispielsweise Titelkürzungen, beibehalten wurden; diese finden sich im Abkürzungsverzeichnis. Bei Aufzählungen, die mit Zahlen nummeriert wurden, wurde – falls notwendig – eine Vereinheitlichung vorgenommen.

Im Gegensatz dazu werden Quellenzitate, die aus Editionen übernommen wurden, nach der Edition zitiert, auch wenn die dort verwendeten Zitierregeln den oben genannten Punkten widersprechen.

129 StAKl, Hs. 36, *Codex epistolaris Andreas Weissenstein.*

130 Johannes Schultze, Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte. In: Walter Heinemeyer, Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen (Marburg/Köln 1978) 25 – 36.

© V&R unipress GmbH, Göttingen